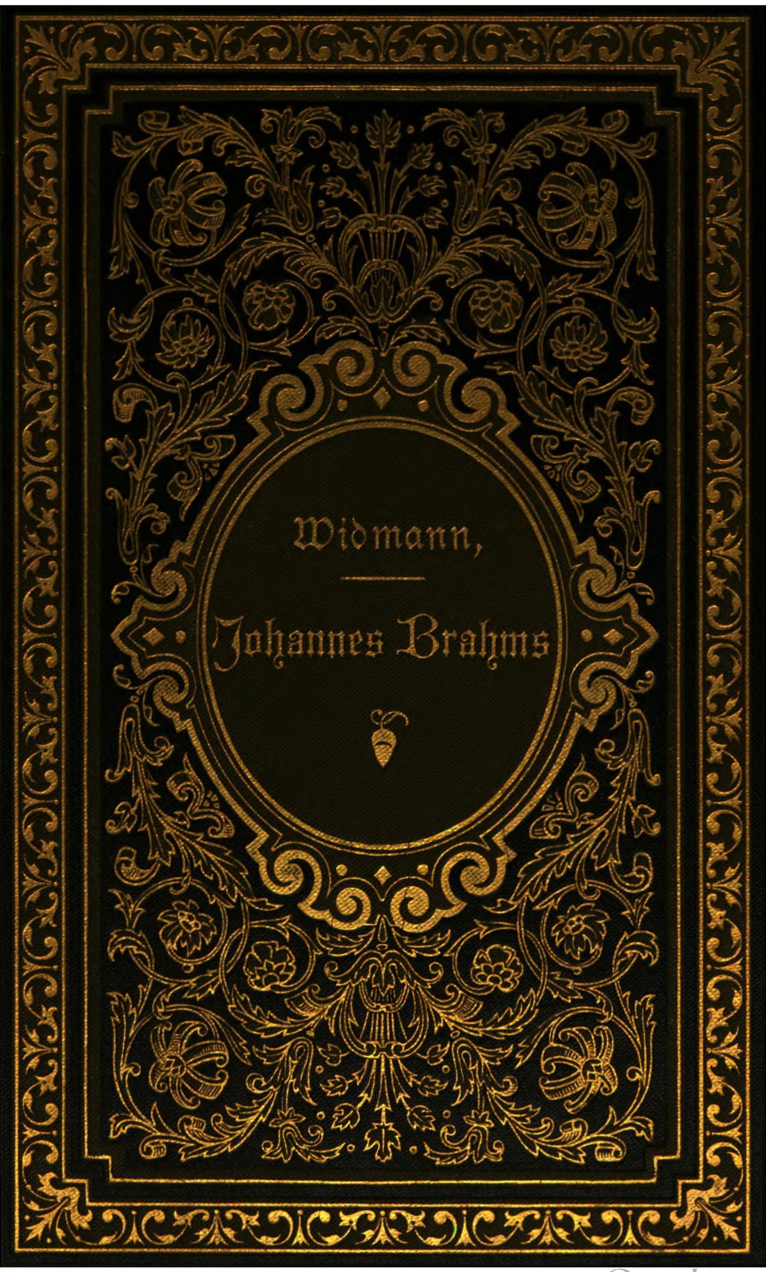
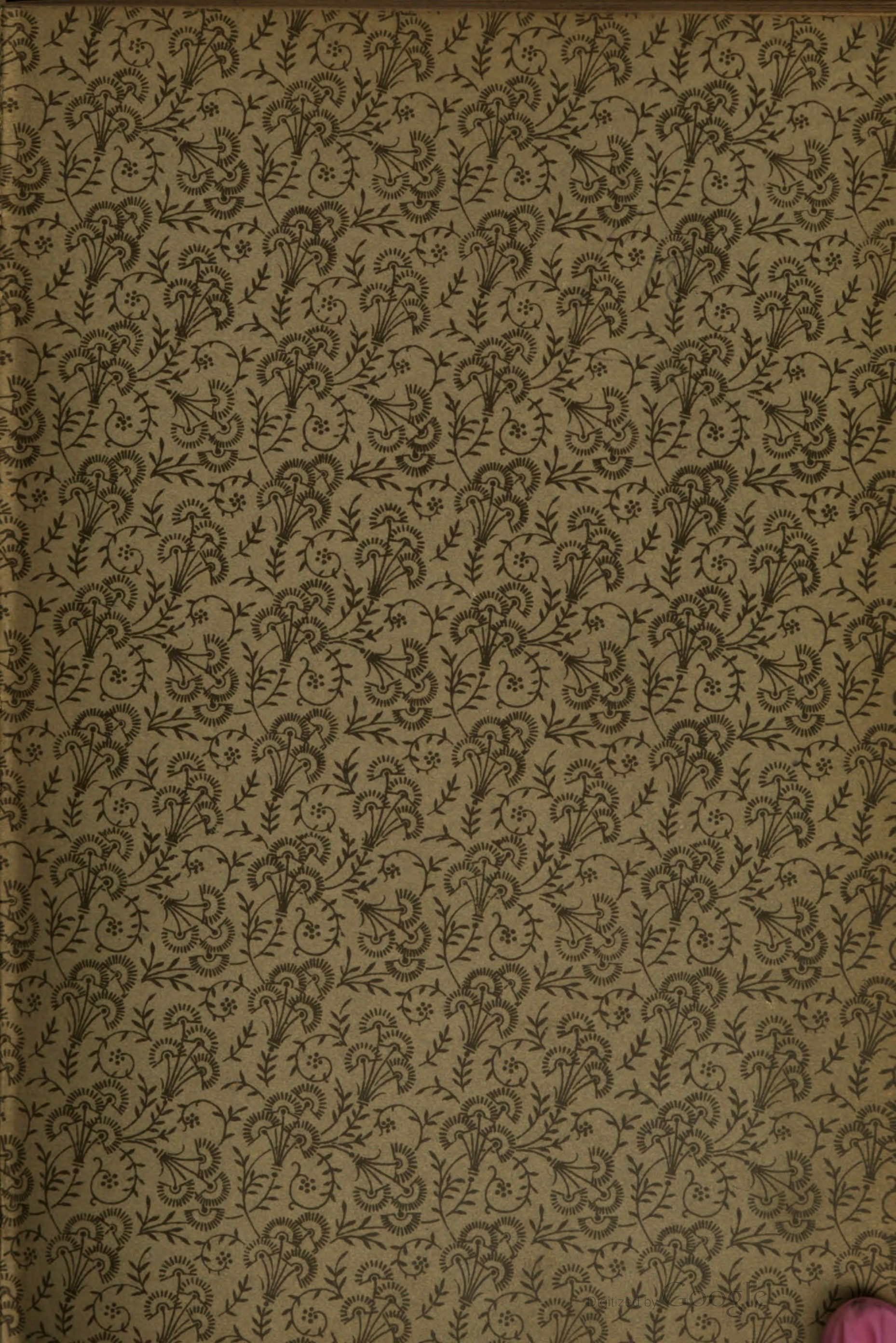


Widmann,
Johannes Brahms






THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
1817

Johannes Brahms in Erinnerungen.

Johannes Brahms

in Erinnerungen

von

J. V. Widmann.

»Stelle her der goldnen Tage
Paradiese noch einmal ....«
Aus »Rinaldo.«



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
(Elwin Paetel.)
1898.

Inhalt.

Brahms in der Schweiz.

Erste Begegnungen.

In meinem elterlichen Hause, dem Pfarrhofe zu Liestal, wo ich bis in die Mitte der sechziger Jahre lebte, wurde der Name Brahms nie genannt, obschon es ein gut musikalisches Haus war, in dem oft, mit Zuzug von Musikfreunden aus dem nahen Basel, Oratorien zum Clavier gesungen und andere musikalische Aufführungen veranstaltet wurden. Meine Eltern, beide geborene Wiener, pflegten ausschließlich die Erinnerung an die großen Classiker. Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert waren ihre Heiligen; den beiden Letztgenannten fühlten sie sich sogar durch einstige persönliche Beziehungen genähert. Der von dem k. k. Hoffortepianomacher Graf eigens für Beethoven, in Berücksichtigung seiner Taubheit, ungewöhnlich stark besaitete Flügel, der zuletzt im Sterbezimmer des Meisters stand [1]), war das Instrument, auf dem meine Mutter in

---

1) Jetzt im Besitz des Beethoven-Museums in Bonn.

ihrem Alter wohl noch schöner zu phantasiren pflegte, als in ihren Mädchenjahren in Mödling, wo einst Beethoven ihr ein aufmunterndes Wort zugeknurrt hatte, an das sie zeitlebens mit glückseligem Stolz sich erinnerte. Und wenn mein Vater auf seiner Brescianer Magginigeige sie begleitete oder mit seiner edeln Baßstimme Schubert'sche Lieder sang, so durfte auch er sich erinnern, daß Franz Schubert, der zuweilen in der Volksschule der Wiener Vorstadt Lichtenthal dem eigenen Vater im Schulehalten beistand, die gute Stimme und die musikalische Begabung des jungen Knaben entdeckt und ihn frühzeitig zum Mitsingen bei großen Kirchenmessen angehalten hatte. Da nun meine Eltern in Folge sehr bewegter Schicksale, die meinen Vater aus dem Kloster Heiligenkreuz auf die protestantische Kanzel eines Schweizer Städtchens führten, ihr liebes Wien für immer hatten verlassen müssen, wurde für sie der Cultus jener großen Meister zugleich der Cultus ihrer schönsten Heimath- und Jugenderinnerungen, der sie so vollkommen ausfüllte und befriedigte, daß sie der Weiterentwicklung der Musik ihrer Zeit keine sonderliche Aufmerksamkeit schenkten oder, wo dies — wie Richard Wagner's Musikdramen gegenüber — doch nicht ganz vermieden werden konnte,

für dieselbe nur mißtrauische Blicke und das Achselzucken der Geringschätzung hatten.

So kam es, daß ich bis in die Mitte der sechziger Jahre, als Brahms längst daran war, die bekannten prophetischen Worte Robert Schumann's zu erfüllen, nicht einmal seinen Namen jemals hatte aussprechen hören. Als ich ihm das später einmal erzählte, meinte er, ich könne mich glücklich schätzen, bis tief in meine Jünglingsjahre hinein in der musikalisch conservativen Atmosphäre des elterlichen Hauses gelebt und nichts Anderes als immer wieder die Werke der großen Meister der Vergangenheit in mich aufgenommen zu haben. Wir hatten, während wir hierüber sprachen, den musikalischen Nachlaß meiner Eltern vor uns auf dem Tische liegen, zwei sehr interessante Autographen Beethoven's (das eine mit Notenschrift), alte Clavierauszüge von Opern Mozart's, Cimarosa's, Schubert'sche Lieder in ersten Ausgaben, dazwischen vergilbte Wiener Concertprogramme bis in die zwanziger Jahre und weiter zurück. Draußen rauschte herbstlicher Regen nieder, und Brahms hatte vor, andern Tages nach Wien heimzureisen. Mit Behagen blätterte er in den grauen Notenbüchern, in einer Don Juan-Ausgabe ohne Jahreszahl »Chez

Tranquillo Mollo, Vienne« oder in der »Auserlesenen Sammlung von Gesängen für eine Baßstimme, bey Diabelli et Comp. Graben, Wien Nr. 1133« u. s. w. Unter Anderem freute es ihn besonders, daß in diesen Ausgaben noch die älteren Discant-, Alt- und Tenorschlüssel zur Verwendung kamen; auch schloß er aus zahlreichen, von der Hand meiner Eltern herrührenden Correcturen, wie gute Musiker sie gewesen sein mußten. Ich bot ihm einige der Concertprogramme mit Erstaufführungen Beethoven'scher Werke an; anfänglich wollte er sie nicht annehmen. Erst als ich ihn auf seine bevorstehende Heimreise nach Wien hinwies und bemerkte, es sei ungefähr, wie wenn das Bild der Diana aus dem Scythenlande nach Griechenland zurückgebracht werde, wenn er diese alten Wiener Programme in ihre ursprüngliche Heimath mitnehme, steckte er sie lächelnd ein, und mir war zu Muthe, als ob meine längst verstorbenen Eltern, wenn auch Brahms bei ihren Lebzeiten nicht mehr in ihr Gesichtsfeld getreten war, nun durch diese ihm übergebenen Reliquien in eine geheimnißvolle Beziehung zu ihm gesetzt worden wären.

Es war mir aber bestimmt, wenn nicht durch die geliebten Eltern, so doch durch ein anderes ge-

liebtes Wesen zur neueren Musik und zu Brahms hingeleitet zu werden, durch meine Braut und nachmalige Gattin, eine geborene Winterthurerin. Hier darf man sich der Aeußerung erinnern, die Hans von Bülow schon im Jahre 1853 über das Musikleben Winterthurs gethan hat. Er schrieb damals in einem Artikel, der durch mehrere Nummern der »Neuen Zeitschrift für Musik« lief: »Das kleine Städtchen Winterthur in der Schweiz, wo der geistvolle Theodor Kirchner und der begabte Karl Eschmann ein von reichstem Erfolg begleitetes künstlerisches Wirken entfalten, kann sich eines so echten und innerlichen musikalischen Lebens rühmen, wie München, wenn es auf seinem Wege beharrt, nie erreichen wird. Winterthur ist um mehrere Decennien München voraus und ein musikalisches Aranjuez gegen dieses todte Madrid«[1]).

Theodor Kirchner, der freilich trotz diesem Lobe Bülow's Winterthur manchmal mit ironischem Scherz »Sommermoll« zu nennen pflegte, war bereits nach Zürich übergesiedelt, als ich 1865 in Folge meiner Verheirathung in Winterthur Woh-

[1]) Wieder abgedruckt in Hans v. Bülow, Briefe und Schriften, Bd. II. 1850—1892. Herausgegeben von Marie v. Bülow. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1896. S. 86.



nung nahm. Aber Hermann Götz, der spätere erfolgreiche Componist der Oper: »Der Widerspenstigen Zähmung«, war als Organist und Musikdirector der Stadt sein würdiger Nachfolger geworden, der die gute Tradition fortführte.

Und so fand ich mich hier plötzlich in eine ganz andere musikalische Sphäre versetzt, von der ich auch während meiner in Heidelberg und Jena zugebrachten Universitätsjahre keine Ahnung gehabt hatte. Robert Schumann vor Allem blühte und duftete mir hier entgegen in der prangenden Herrlichkeit seiner romantischen Wälder und Zaubergärten. Und da die Liebe mich in diese neue Welt einführte, war mein Herz ihr schnell gewonnen und der Gewinn ein bleibender, ein fürs ganze fernere Leben bedeutungsvoller. Von den alten Meistern wurde J. S. Bach am meisten gepflegt, auch er für mich eine Offenbarung, nachdem erst das an häufiges Schwelgen im Melodienstrom Mozart's gewöhnte Ohr die strenge Schönheit seiner so ganz anders gearteten Musik verstehen gelernt hatte.

In jenem Winter 1865 nun sah und hörte ich Brahms zum ersten Male in einem Concert, in dem er und Kirchner abwechselnd Clavierstücke vortrugen; auch der junge Violinist Fr. Hegar, der

nachmalige verdienstvolle Musikdirector Zürichs, wirkte bei der Aufführung mit, die den Charakter eines Kammermusikabends hatte. Brahms, damals im dreiunddreißigsten Lebensjahr stehend, machte mir nicht allein durch sein gewaltiges Clavierspiel, mit dem sich noch so brillante bloße Virtuosenkunst nicht vergleichen ließ, sondern auch durch seine persönliche Erscheinung sofort den Eindruck einer machtvollen Individualität. Zwar die kurze, gedrungene Figur, die fast semmelblonden Haare, die vorgeschobene Unterlippe, die dem bartlosen Jünglingsgesicht einen etwas spöttischen Ausdruck gab, waren in die Augen fallende Eigenthümlichkeiten, die eher mißfallen konnten; aber die ganze Erscheinung war gleichsam in Kraft getaucht. Die löwenhaft breite Brust, die herculischen Schultern, das mächtige Haupt, das der Spielende manchmal mit energischem Ruck zurückwarf, die gedankenvolle, schöne, wie von innerer Erleuchtung glänzende Stirn und die zwischen den blonden Wimpern ein wunderbares Feuer vorsprühenden germanischen Augen verriethen eine künstlerische Persönlichkeit, die bis in die Fingerspitzen hinein mit genialem Fluidum geladen zu sein schien. Auch lag etwas zuversichtlich Sieghaftes in diesem Antlitz, die strahlende Heiterkeit

eines in seiner Kunstausübung glücklichen Geistes, so daß mir, während ich kein Auge von dem so mächtig in die Claviatur greifenden jungen Meister verwandte, die Worte Iphigeniens von den Olympischen durch den Sinn gingen:

»Sie aber, sie bleiben
In ewigen Festen
An goldenen Tischen.
Sie schreiten von Bergen
Zu Bergen hinüber . . .«

Daß mir bei diesem Eindruck auch nicht die leiseste Versuchung nahte, meine freundlichen Beziehungen zu Hegar zu einer Annäherung an Brahms zu benützen, der bei seinem Winterthurer Verleger Rieter-Biedermann abgestiegen war, bedarf kaum einer besonderen Versicherung. Ich nahm diese Erscheinung hin wie ein schönes Meteor, das mit lichtem Glanz am Horizont meines Lebens vorübergezogen war. Doch habe ich noch ein altes Zeichnungsbuch, in das ich damals zum Vergnügen meiner kleinen Stieftöchterchen mit freilich stümpernder Hand Abends nach der Theestunde allerlei Phantastereien, mitunter auch die Erinnerung an ein Tageserlebniß, zu zeichnen pflegte; auf einem dieser Blätter findet sich der Versuch, jenen Concertabend und Brahms am Clavier wiederzugeben. Als

Brahms die Carricatur mehr als zwanzig Jahre später einmal bei mir sah, meinte er: »Na, ja! ein bißchen wie ein zweifelhafter Candidat der Theologie habe ich damals wohl ausgesehen. Aber der Unterschied ist: Sie waren Einer und ich nicht. Ach! es war eine schöne, frische Zeit!«

Die erste persönliche Bekanntschaft hatte ich Hermann Götz zu verdanken. Jahre waren inzwischen vergangen, unter ihnen das große Kriegs- und Siegesjahr Deutschlands, das nach der Wiederaufrichtung des Reichs Brahms zu einer seiner gewaltigsten Schöpfungen, dem wie für eine Nation von Spartanern geschriebenen »Triumphliede« entflammte. Im Jahre 1872 vollendet, wurde es von Hegar zwei Jahre später in Anwesenheit des Componisten, der übrigens fast den ganzen Sommer 1874 in der Nähe von Zürich (Rüschlikon) zubrachte, bei einem Züricher Musikfest aufgeführt. Auch ich war von Bern aus hingereist. Auf den 11. Juli lud Götz, der die Organistenstelle in Winterthur niedergelegt hatte und ein hübsches Häuschen am Hottingerberge bewohnte, Brahms, Hegar und mich zu Tisch. Als wir anlangten, begrüßte uns die ätherisch feine Frau unseres armen Wirthes in nur mühsam aufrecht erhaltener Fassung

mit der traurigen Nachricht, Götz habe diesen Morgen einen schweren Blutsturz gehabt und liege zu Bett. Natürlich wollten wir sogleich umkehren, aber der Patient hatte seine Gattin bereits unterrichtet, dies nicht zuzugeben, indem es ihm trotz seinem leidenden Zustande Freude machen werde, im verdunkelten Nebenzimmer liegend an unserer Unterhaltung bei Tisch wenigstens als stiller Zuhörer sich zu betheiligen. Da wir alle drei wußten, daß Götz dies nicht verlangen würde, wenn es ihm nicht wirklich so ums Herz wäre, folgten wir der Aufforderung; doch lag begreiflicher Weise etwas wie ein Trauerflor über unseren Tischgesprächen, obschon wir uns redliche Mühe gaben, die nur zu sehr gerechtfertigte Besorgniß nicht merken zu lassen, die uns der Zustand unseres Gastgebers einflößte.

Ich muß hier einschalten, daß es zwischen Brahms und Götz niemals zu einem recht herzlichen Einvernehmen gekommen ist. Doch beruhte dies beiderseitig nicht etwa auf Mangel an Wohlwollen und Achtung oder gar auf Eifersucht, sondern auf einer starken Gegensätzlichkeit des Naturells beider Componisten. Der bei steter Kränklichkeit in seinem Wesen sensible Königsberger Musiker konnte die scharfe, ätzende Art des robusten und streitbaren

Hamburger Meisters nicht gut vertragen, was schon bei einem ersten Besuche, den Brahms, noch in Winterthur, bei Götz abstattete, für immer entscheidend hervortrat. Damals lagen auf einem Stehpult frisch beschriebene Notenblätter, ein Kammermusikwerk, an dem Götz arbeitete. Brahms trat mit den Worten: »Ah! amüsiren Sie sich auch manchmal mit dergleichen?« an das Pult und wollte in dem Manuscript lesen. Götz aber breitete beide Hände über die Noten und sagte mit etwas zu jugendlich-feierlichem Ausdruck: »Es ist das Heiligste, was ich habe!« worauf Brahms sich geärgert wegwandte, von etwas Anderem zu sprechen begann und sich bald verabschiedete. Beide Freunde haben mir wiederholt diesen kleinen Auftritt geschildert, wobei Jeder das, was der Andere gesprochen hatte, als ungebührlich tadelte. Ich konnte darin nichts Anderes als ein bedauerliches Mißverständniß zweier ganz verschieden gearteter Naturen erkennen. Brahms hatte eine tief wurzelnde Abneigung, sich irgendwie feierlich zu geben, ja, man darf sogar sagen, eine Art Schamhaftigkeit, sein tieferes Fühlen zu verrathen, was dann allerdings gelegentlich — und so auch in diesem Falle — bewirkte, daß er im Suchen nach einem leichten, scherzhaft sein

sollenden Ton den rechten Ausdruck verfehlte und mit etwas herausplatzte, das unartig klang, während es keineswegs böse gemeint war. Nur keine Wichtigthuerei, wenn schaffende Künstler unter sich von ihren Unternehmungen sprechen! Das war ein Grundsatz, den er in erster Linie seinen eigenen Werken gegenüber befolgte, wenn er ihrer, zur großen Seltenheit, überhaupt einmal gedachte, während er von den Werken der großen Meister der Vergangenheit mit tiefster Ehrfurcht sprach, auch mit starkem Markiren der Höhedistanz, in der sie über unserer Zeit schweben. Doch brachte er im Umgang mit seinen Kunstgenossen zu wenig in Anschlag, wie sehr ein Mann, der selbst im vollen Sonnenglanze des Erfolgs steht, die fröstelnde Empfindlichkeit Derjenigen zu schonen hat, deren Schaffensversuche noch nicht dieses glückliche Wachsthum zum Lichte erlangt haben. Und da er außerdem bei den hohen Anforderungen, die er an den Ernst und den Fleiß eines jeden Kunstbeflissenen stellte, ein strenger Richter ungenügender Leistungen war, machte er sich mit scharfen oder wegwerfenden Worten, die ihm zuweilen von den so leicht zu Spott geschürzten Lippen glitten, gerade unter den Musikern viele Feinde. Indessen ließen edle und

tüchtige Naturen, wie Hermann Götz eine war, sich durch eine derartige unliebsame Erfahrung, wie schmerzlich sie auch durch dieselbe sich berührt fanden, in ihrer Verehrung für den größeren Meister nicht irre machen; nur wurden sie im Verkehr scheuer, zurückhaltender. Andererseits hat Brahms dadurch, daß er im September 1877 zur Erstaufführung von Götzens nachgelassener Oper: »Francesca von Rimini« aus Wien nach Mannheim reiste, den tieferen Antheil bekundet, den ihm das ideale Streben und das tragische Schicksal dieses mit kaum sechsunddreißig Jahren verstorbenen, viel versprechenden Componisten abgewonnen.

Bei jenem Mittagessen, dem Götz selbst also nicht beiwohnte, hatte ich sogleich Gelegenheit, in Brahms einen Mann zu finden, der nicht bloß in künstlerischen und literarischen Dingen die klarsten Begriffe und festesten Principien hatte, sondern auch auf anderen Gebieten jene Sicherheit der Auffassung besaß, wie sie nur dem Genius eigen zu sein pflegt, vor dessen Blick sich Vieles ordnet, was uns Andere noch verwirrt. Die freisinnige protestantische Theologie stand damals in der Schweiz auf der Höhe ihrer Erfolge, indem sie im Canton Zürich in der Person ihres geistreichen

Vorkämpfers Lang, im Canton Bern in dem edeln Prediger Albert Bitzius, dem würdigen Sohne des berühmten Volksschriftstellers »Jeremias Gotthelf«, ungewöhnlich kräftige Vertreter hatte. Auch mir schien diese sogenannte Reformtheologie die glückliche praktische Lösung des religiösen Problems, wenn auch vielleicht der Umstand, daß ich die Unterhaltung gerade auf dieses Thema lenkte, leise Zweifel verrathen mochte, die sich bereits auch in mir zu regen begannen; denn das Bedürfniß, von dergleichen Dingen zu sprechen, weist meistens auf eine nicht völlig überwundene Unsicherheit und Unruhe hin. Brahms nun bekannte sogleich Farbe, indem er diese Richtung als schwächliche Halbheit verwarf, die ebenso wenig dem tieferen religiösen Herzensbedürfnisse als dem nach voller Freiheit ringenden philosophischen Denken genügen könne. Erst im October desselben Jahres erschien in der vermehrten zweiten Auflage der »Leute von Seldwyla« Gottfried Keller's Novelle »Das verlorene Lachen«, eine Dichtung, die zur glühenden Pracht voller Sommerrosen auch die Dornen eines Rosenhags zeigte und diese Dornen mit so großer Schärfe gegen die Reformtheologie richtete, daß letzterer, wie sich allmählich zeigte, durch diese Novelle mehr

Abbruch geschah, als irgend eine theologische Streitschrift es zu thun vermocht hätte. Mich überraschte dieses Zusammentreffen der religiösen Lebensanschauungen von Brahms und Keller höchlich, wie andererseits Brahms sich freuen mußte, ungefähr dieselben Gedanken, die er im Stillen von dieser Sache hegte, in der Dichtung des von ihm längst verehrten Meisters so schön und so überzeugend ausgesprochen zu finden. Es war aber für den in Zürich lebenden Schweizer Dichter, den die Entwicklung seines Volkes unablässig beschäftigte, und der seit Jahren diese neue Bewegung der Geister aus nächster Nähe beobachtet hatte, viel leichter als für den in Oesterreich lebenden Musiker, zu solcher Klarheit und entschiedenen Stellung zu gelangen, so daß sich schon hieraus ermessen läßt, wie weit Brahms' geistiger Horizont, wie klar und gesund sein Blick, wie reif sein Urtheil auch in Dingen war, die mit seiner Kunst keinen directen Zusammenhang hatten.

Daß ich selbst damals Brahms ziemlich hitzig opponirte, schien ihm meine Gesellschaft nicht antipathisch zu machen; er war ja zeitlebens ein eifriger Disputirer, der es lieber hatte, wenn ein Kampf der Meinungen das Gespräch belebte, als wenn

ihm die Leute aus Ehrfurcht vor seinem Können und seinen Erfolgen nach dem Munde redeten. Mein Taschenkalender aus dem Jahre 1874 zeigt mir, daß wir von jenem Mittag an über die drei nächsten festlichen Tage immer beisammen blieben. Zweimal ruderte ich ihn auf den See hinaus, war in der Festhütte sein Begleiter und Zeuge manches derberen und feineren Spaßes, den er sich mit Personen gestattete, die sich in lästiger Weise an ihn herandrängten. Als ihm der präceptorhafte Musikdirector eines sehr kleinen Schweizerstädtchens huldvoll versicherte, Alles zu kennen, was Brahms geschrieben habe, winkte er ihm mit der Hand, still zu sein und recht zuzuhören, da die Festmusik ja gerade jetzt etwas von ihm spiele. Es war aber ein Militärmarsch von Gungl. Noch jetzt sehe ich den guten Mann vor mir, wie er offenen Mundes und mit andächtig verdrehten Augen den etwas gemeinen Fanfaren lauschte, die er nun wirklich für eine Brahms'sche Composition hielt, während Brahms, in grausamer Freude über die gelungene List, uns Anderen zuraunte: »Seht den Basilio!« Ein anderer Musiker, der sich Brahms vorgestellt hatte und dann nichts Gescheidtes mit ihm zu sprechen wußte, verfiel darauf,

ihn zu fragen, ob er denn, da er doch kurzsichtig sei, beim Dirigiren eine Brille aufsetze. Brahms, dessen blauen, scharfblickenden Augen man merkwürdiger Weise die hochgradige Kurzsichtigkeit nicht ansah, liebte Anspielungen auf diese einzige Schwäche seiner Körperbeschaffenheit nicht. Im Gegentheil wollte er auch in ihr einen Vorzug erblicken, rühmte mir später manchmal, wie viel Unangenehmes er nicht zu sehen brauche, wenn er, ohne den Kneifer aufzusetzen, durch die Straßen gehe, oder erwähnte scherzhaft, wie es für ihn tausendmal mehr schöne Mädchen und Frauen gebe, als für Andere, da kein zu deutliches Sehen seine Illusionen störe. Jenem Frager aber antwortete er im Gegentheil — indem er sich auf die an diesem Musikfest aufgeführte Schumann'sche Faustmusik bezog —: »Ja, mein Bester, wenn in der Partitur steht: ‚hier ziehen Frau'n vorbei', dann setz' ich den Kneifer natürlich sofort auf.« Bei solchen lustigen Einfällen war für die Ohrenzeugen das Hübscheste, wie sie so blitzschnell kamen, leicht über die Lippen sprangen und den ganzen Kreis sofort in die fröhlichste Stimmung versetzten. So erzählte einmal der Dichter C. Spitteler beim

schwarzen Kaffee, als wir von Träumen sprachen, wie sich ihm ein gewisser Traum, der jedesmal sein Herz vor Schrecken stille stehen mache, periodisch wiederhole: »Im weiten, palastähnlichen Saal geht an der fernsten Wand langsam eine Thür auf. Ich warte, was kommen wird, bin des Furchtbarsten gewärtig. Und doch übertrifft das, was sich nun zeigt, meine schlimmste Ahnung. Im Rahmen der Thür erscheint eine weibliche Gestalt, nicht größer als mein Zeigefinger. Mir stockt der Athem . . .« »Weil sie zu klein ist!« warf Brahms dazwischen. Alles lachte, Niemand herzlicher als der Dichter und Träumer.

Ein paar Wochen nach dem Musikfeste besuchte mich Brahms mit Hegar in Bern und blieb zwei Tage. Er war damals besonders guter Laune, spielte unaufgefordert Bach'sche Präludien und Fugen, auch Einiges auf meinem Streicher-schen Flügel — das alte Beethoveninstrument war doch nicht mehr ernstlich brauchbar — setzte sich auf einem Abendspaziergang durch die Stadt mein fünfjähriges Töchterchen, ein sehr lebhaftes Kind, auf den Nacken und trabte mit der kleinen Reiterin lustig auf dem Trottoir dahin, ohne sich von den

erstaunten Blicken der Vorübergehenden in seinem Spiel irre machen zu lassen. Brahms war bekanntlich ein großer Kinderfreund. Selten stand er vom Wirthshaustische auf, ohne ein paar süße Sächelchen des Nachtisches zu sich zu stecken, um damit unterwegs in den Augen irgend eines ihm begegnenden Kindes ein kleines Freudenfeuer zu entzünden. Als scharf blickender Beobachter mußte er an Erwachsenen häufig so manche Unaufrichtigkeit bemerken oder andere Charakterfehler, die ihn verstimmten. In Kindern, die sich in all ihrem naiven Egoismus ganz so gaben, wie sie waren, und durchaus keine Engel zu sein brauchten, für die er sie auch nicht hielt, ruhte sein eigenes, durch und durch treues und ehrliches Gemüth von so mancher Enttäuschung aus, die ihm die Großen bereiteten. Besonders fühlte er sich zu den Kindern der ärmeren Classe hingezogen; nur that ihm leid, daß die an ihre allemannische Mundart gewöhnten Schweizerkinder sein Norddeutsch nicht recht verstanden und daher nicht immer so zutraulich mit ihm plauderten, wie er es wohl gewünscht hätte. Auch fand er die österreichischen Kinder von Natur lebhafter, frischer aus sich heraustretend, was ihn indessen nicht ab-

hielt, auch in der Schweiz überall mit dem kleinen Völkchen der Straße sich einzulassen. Als er, mehr denn zehn Jahre später, einige Sommer in Thun zubrachte, kannten ihn alle die kleinen Buben und Mädchen und folgten ihm manchmal truppweise mit einer Mischung von Scheu und dem Wunsche, von ihm bemerkt zu werden.

Eine Oper?

In demselben Jahre, in dem mich Brahms zum ersten Male in Bern besucht hatte, fand am 11. October in Mannheim die Erstaufführung der Götz'schen Oper »Der Widerspenstigen Zähmung« statt, zu der ich das Libretto geschrieben hatte. Daß dieses Werk allmählich über alle Opernbühnen Deutschlands und Oesterreichs ging und auch jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren noch immer von Zeit zu Zeit auf dem Repertoire erscheint, ist bekannt. Nicht denselben Erfolg hatte im Herbst 1877 die von Götz im dritten Act unvollendet hinterlassene, von Ernst Frank ergänzte Oper: »Francesca von Rimini«, trotz großen musikalischen Schönheiten, um deren willen noch vor wenigen Jahren Capellmeister Mottl in Karlsruhe sie der Vergessenheit zu entreißen suchte. Der Componist hatte in dem von ihm verfaßten Textbuch die Einführung einer heiteren Gestalt in die so furchtbar tragische Handlung für wünschenswerth erachtet und sich außerdem eine gefährliche Abänderung des von

Dante überlieferten Stoffes darin gestattet, daß er Francesca in Folge eines bloßen Mißverständnisses, einer Uebereilung ihres Gatten sterben ließ.

Wie bereits bemerkt worden, war Brahms zur Erstaufführung dieses Werkes nach Mannheim gereist. Noch andere Componisten waren erschienen, so Max Bruch, Franz Friedrich v. Holstein, natürlich auch Ernst Frank, der im Namen der ebenfalls anwesenden Wittwe des verstorbenen Tondichters für die Ovationen dankte, die dem unter so ergreifenden Umständen aufgeführten, posthumen Werke von der pietätvollen Zuhörerschaft reichlich dargebracht wurden.

Brahms, der sich über die Tragweite dieses Achtungserfolges nicht täuschen konnte, hielt gemäß seiner vorsichtigen Art mit jedem Urtheil zurück, setzte mir aber, da wir im gleichen Gasthof wohnten und uns in nächtlicher Stille bei einem guten Trunk zusammenfanden, ganz im Allgemeinen seine Ansichten über Opern und Operntexte ausführlich auseinander, wobei er durchblicken ließ, daß er, obschon er es eigentlich verschworen habe, sich jemals auf eine Oper einzulassen, doch wohl dazu verführt werden könnte, wenn ihm Jemand einen Text so ganz nach seinem Sinne liefern würde.

Wenn schon wenige Wochen nach Brahms' Tode in einem geistvollen Feuilleton der »Straßburger Post«[1]), welches eine mündliche Unterredung mit Brahms fingirte, gewissermaßen von innen heraus, d. h. aus dem Wesen der Brahms'schen Musik, der Beweis zu führen versucht wurde, daß Brahms nie ernsthaft daran habe denken können, Opernmusik zu schreiben[2]), so darf man dem Verfasser

---

[1]) Weshalb Brahms keine Oper geschrieben hat. Von Alfred Kühn. »Straßburger Post«, Nr. 296 vom 13. April 1897.

[2]) Es werden dort Brahms unter Anderem folgende Worte in den Mund gelegt (von denen der Verfasser, dem es nicht um Täuschung des Publikums zu thun war, im weiteren Verlaufe seines Artikels selbst zugibt, daß sie Brahms niemals gesprochen hat): »In den ersten Compositionen, mit denen ich an die Oeffentlichkeit trat, lag auch bereits mein hauptsächlichster Grundsatz klar ausgesprochen, von dem ich in der Folge nie abgewichen bin, und der hieß: Musikalisches Sichselbstgenügen ohne die geringste Ablenkung von den rein musikalischen Consequenzen durch elementare Spielereien und allerlei aus anderen Gebieten herüber getragene Speculationen, wie sie bei der Vereinigung von Wort und Ton so gern ein Wörtchen mitreden . . . Auf die Dauer geht es bei der Vereinigung von Musik und Poesie einmal nicht ohne beiderseitige Concessionen ab. Und mag ein ‚Lohengrin', mag ein ‚Tannhäuser' diese Concessionen auf ein noch so unscheinbares Minimum reduciren, eine Musik ohne alle Concessionen steht mir wie allen Musikern eben noch höher . . . So

immerhin insofern beistimmen, als ihm schließlich der Lauf der Dinge Recht gegeben, Brahms wirklich keine Oper geschrieben hat. Dagegen beweisen nicht bloß die Briefe von Brahms an mich, die ich weiter unten mittheile, wie Brahms doch Jahre lang mit dem Gedanken an einer Oper liebäugelte, sondern es ist auch hervorzuheben, daß wenigstens in einer Beziehung die Oper seinem künstlerischen Temperamente würde entsprochen haben. Ich meine die nach dramatischem Ausdruck ringende Leidenschaftlichkeit seiner Natur, die ihn veranlassen mußte, doch manchmal mit Sehnsucht nach der Bühne zu blicken, auf der in Lust und Schmerz ein heftigeres Austoben aller Stürme des Gemüthes möglich ist als bei irgend einer anderen Kunstbethätigung. Wie eifrig Brahms das Schauspiel besuchte, wie mächtig dramatische Wirkungen ihn afficirten, ist bekannt. Wenn er, namentlich in den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens, Opernaufführungen im Ganzen mied, so ist dies noch lange kein genügender Grund, ihm ein tieferes Interesse für die Oper abzusprechen. Konnte nicht im Gegentheil ein einst zu heißes

---

lange ein Künstler von echtem musikalischem Feuer durchglüht ist, wird er den reinen Trieb nie einer von auswärts in ihn hinein getragenen Idee unterordnen« u. s. w.

Interesse ihn abhalten, durch den Besuch von Opernvorstellungen längst begrabene Wünsche neu zu wecken? Jedenfalls zeigte er sich immer besonders lebhaft, wenn er auf Theaterdinge zu sprechen kam, so z. B. als er mir einmal sehr entschieden den Mangel eines starken dramatischen Nervs, das Vaudevilleartige im ersten Act des »Fidelio«-Librettos demonstrirte, das meistens für ein sehr gutes Textbuch gehalten wird. Er besaß einen geradezu dramaturgischen Blick, und das Analysiren der Vorzüge und der Fehler eines dramatischen Vorwurfes machte ihm ein eigentliches Vergnügen.

Was ihn hauptsächlich zurückhielt, eine Oper zu schreiben, wurde mir gerade durch jene Gespräche in Mannheim klar, in denen er mir darlegte, wie ein Textbuch in seinem Sinne beschaffen sein müßte. Vor Allem schien ihm das Durchcomponiren der ganzen dramatischen Unterlage unnöthig, ja schädlich und unkünstlerisch. Nur die Höhenpunkte und diejenigen Stellen der Handlung, bei denen die Musik ihrem Wesen nach wirklich etwas zu sagen finde, sollten in Töne gesetzt werden. So gewinne einerseits der Librettist mehr Raum und Freiheit zur dramatischen Entwicklung des Gegenstandes, andrerseits sei auch der Componist unbehinderter, ganz

nur den Intentionen seiner Kunst zu leben, die doch eigentlich am schönsten erfüllt würden, wenn er in einer bestimmten Situation musikalisch schwelgen und z. B. in irgend einem jubelnden Ensemble so zu sagen ganz allein zum Worte kommen könne. Dagegen sei es eine für die Musik barbarische Zumuthung, einen eigentlichen dramatischen Dialog durch mehrere Acte hin mit musikalischen Accenten begleiten zu sollen.

Damit war in aller Deutlichkeit ausgesprochen, daß Brahms für das Verhältniß von Text und Musik in der Oper Wünsche hegte, die der Entwicklung, welche die moderne Oper durch Wagner genommen hatte, und demgemäß auch der Geschmacksrichtung eines heutigen Publikums diametral entgegengesetzt waren. Und wie mit der Technik verhielt es sich in dieser Beziehung mit den Stoffen, die ihn allenfalls zur Behandlung hätten reizen können. Er empfahl mir die Gozzi'schen Zauberpossen und Märchenkomödien, unter ihnen besonders: »König Hirsch« und »Der Rabe«. Daneben interessirte ihn »Das laute Geheimniß«, auch dieses mehr in der theatermäßig fröhlicheren Bearbeitung Gozzi's, als in Calderon's steiferem Original.

Nach Bern zurückgekehrt, machte ich eine deutsche Uebersetzung der Theaterstücke Gozzi's um so leichter

ausfindig, als gerade in Bern genau vor hundert Jahren eine in ihrer Art recht originelle erschienen war (bei der typographischen Gesellschaft 1777, fünf Bände). Gleich im ersten Bande stieß ich auf das tragikomische Märchendrama »König Hirsch«, wurde aber, nachdem ich dieses wunderliche Stück von der Gesichter schneidenden Statue des Zauberers Durandarte und den Verwandlungen des Königs Deramo in einen Hirsch mehrmals aufmerksam gelesen hatte, nicht nur von einer gewissen Muthlosigkeit erfaßt, ob es mir jemals gelingen würde, aus dieser grotesken, tollen Zauberposse einen vernünftigen und poetischen Operntext zu machen, sondern auch von der Besorgniß beunruhigt, ob dieses Werk, selbst wenn es in jeder Beziehung gelungen wäre, moderne Menschen im Theater wirklich tiefer interessiren könne. Wohl war ein sehr lockendes Motiv vorhanden, indem in diesem Stücke gewisse Personen des Oefteren aus ihrer Haut in die Haut eines Andern fahren; aber dieses ebenso lustige als tiefsinnige Thema schien mir von kindischem Kleinkram aller Art stark überwuchert, und manchmal betraf ich mich auf dem Gedanken, man würde in dieser Oper, auch wenn Brahms, wie ja nicht zu bezweifeln war, dazu die schönste, herrlichste Musik geschrieben hätte, nichts

wesentlich Anderes als eine Art zweiter »Zauberflöte« erblicken, also eine Rückbildung in der Entwicklung der Oper.

Gleichwohl war die Versuchung, einem in seiner Kunst so mächtig dastehenden Meister wie Brahms vielleicht eine textliche Unterlage nach seinem Sinn bieten zu können, eine zu große, als daß ich der Aufgabe nicht hätte näher treten sollen. Ich schrieb also an Brahms, daß ich wohl bereit wäre, mit dem Gozzi'schen Märchen einen Versuch zu machen, und erhielt im November desselben Jahres folgende Antwort von ihm, die, wie man sehen wird, bestätigt, daß Brahms 1877 in seiner Resignation in Bezug auf die Oper noch nicht unerschütterlich war. Der Brief lautet:

»Ich warte vergebens auf ruhige Stunden für Alles, was Sie anregten. Diesmal aber möchte ich doch wenigstens einstweilen meinen besten Dank sagen. Die bernerische Uebersetzung des Gozzi war es eben, die ich Ihnen in Mannheim lobte, und die betreffenden Stücke ‚König Hirsch' und ‚Der Rabe' (bei Grimm ‚Das Märchen vom treuen Johannes'). Ich aber habe genug geschworen, keinen Operntext mehr zu bedenken — — daß ich leicht dazu zu verführen bin! Meine Schwerfälligkeit darin hat aber jedenfalls nur zugenommen; was sonst Alles mag zu- und abgenommen haben! So wäre es wirklich gescheidter, Sie dächten nicht an mich.

»Schön aber wäre es, die Sache selbst interessirte Sie

einstweilen, und Sie dächten im Allgemeinen nach. Als drittes (zweites) Stück möchte ich das ‚Laute Geheimniß' von Calderon nennen, das Sie freilich auf der Bühne gesehen haben sollten, um empfunden zu haben, wie es uns mit der ersten Scene einige Fuß über die Erde heben kann.

»Das Exemplar von ‚König Hirsch', das ich hier habe, hört mit S. 472 auf, doch fehlt wohl sehr wenig. Schwierig finde ich zunächst die Umwandlung in einen Hirsch (?) und die Schlußscene. Sonst ist natürlich alles Mögliche recht; namentlich das Ueberlustige, bei dem der rührendste Ernst nie aufhört.

»Bei beiden Stücken aber (‚Hirsch' und ‚Geheimniß') muß ich mir zunächst Dialog oder einfachstes Secco-Recitativ denken — oder vielmehr, es will mir einstweilen gleichgültig erscheinen, auf welche Weise die Handlung (außer bei leidenschaftlichen Steigerungen) sich bewegt.

»Wenn wir beide uns jetzt die Sache etwas durch den Kopf gehen ließen, so hinderte mich nichts, im nächsten Frühling meinen Aufenthaltsort zu wählen! Wenn es Ihre Zeit erlaubt, lassen Sie mich weiter hören, was Ihnen einfällt.

»Mit besten Grüßen an Sie und Ihre Frau Gemahlin

Ihr herzlich ergebener

J. Brahms.«

Nach diesem Briefe würde wohl Mancher an meiner Stelle sich mit aller Kraft an die gestellte Aufgabe gemacht haben; aber in einem verantwortungsvollen und anstrengenden Berufe wirkend (als Director der großen städtischen Töchterschule mit Lehrerinnenseminar), verfügte ich über nur wenig Muße, so daß ich einstweilen mich darauf beschränkte,

die Skizze eines Scenariums zu entwerfen, dieselbe nach Wien zu schicken und abzuwarten, ob Brahms weiter von sich würde hören lassen. Damals jedoch beschäftigten ihn andere Dinge: seine zweite Symphonie erschien 1878 (die erste 1877). So erhielt ich erst im November 1878 von ihm eine Postkarte, auf der es hieß: »— O König Hirsch!! — er liegt immer noch auf meinem Tisch! Verdient habe ich's nicht, aber, ob Sie auch wohl bisweilen daran gedacht?! Herzlichsten Gruß, und seien Sie einstweilen nicht bös Ihrem J. Brahms.«

Zum Bösesein war kein Anlaß, aber auch nicht zu weiteren Versuchen einem Libretto näher zu treten, zu dem ich selbst kein recht freudiges Zutrauen besaß. Ich ließ also diese Sache einstweilen auf sich beruhen.

Als ich dann drei Jahre später, im August 1881, auf einer Reise nach Wien Brahms in seiner idyllischen Sommerwohnung zu Preßbaum bei Wien besuchte, fühlte ich sofort instinctiv, daß der Meister, den ich, das Gärtchen durchschreitend, am offenen Fenster des Erdgeschosses in einem Buche lesend traf, in eine Periode seines Schaffens eingetreten sei, in der für ihn nicht mehr die Rede davon sein könnte, sich auf ein völlig neues Gebiet zu begeben.

Es mag ja komisch klingen, wenn ich gestehe, daß der in den Spitzen angegraute prächtige Vollbart, in dem ich ihn damals zum ersten Male sah und Anfangs kaum wieder erkannte, mir wie ein Symbol der nun vollkommen in sich gefestigten, in ihren Zielen absolut klaren und sicheren Persönlichkeit des großen Tondichters erschien; aber da ich diesen Eindruck nun einmal hatte und auch später behielt, wollte ich dies hier nicht verschweigen. Verblüffte mich doch das Unerwartete der Erscheinung dieses Jupiterkopfes so sehr, daß ich zu allererst mit einer Frage nach dem Grund dieser Veränderung herausplatzte. »Mit rasirtem Kinn wird man entweder für einen Schauspieler oder einen Pfaffen gehalten,« gab Brahms zur Antwort, während er sich mit Behagen die mächtig herabfließenden Bartwellen strich. Er hatte jetzt selbst an seiner äußeren Erscheinung ein naives Vergnügen und hob unter Anderem schmunzelnd hervor, seine Photographie mit dem Bart sei als Typus des Kaukasiers in einem für die Schulen bestimmten Buche des Velhagen und Klasing'schen Verlages benützt worden. (Die betreffende Abbildung findet sich in: Baenitz, Lehrbuch der Geographie, I. Cursus.)

Brahms hatte die mich wahrhaft beschämende

Freundlichkeit, für die Tage, die ich in Wien zubrachte, sein stilles Preßbaum aufzugeben. Wir speisten zusammen in seinem Lieblingswirthshaus »Zum rothen Igel«, und mit besonderem Interesse vernahm er meinen Bericht von der guten Aufnahme, die ich bei einem Besuch in dem Cisterzienserkloster Heiligenkreuz, dem einst mein Vater angehört, Seitens eines vorurtheilslosen Paters gefunden hatte, der sich darüber hinwegsetzte, daß ich für die Herren Conventualen dieses Ordens eigentlich gar nicht das Recht zu existiren gehabt hätte. Eines Abends besuchten wir auch das Burgtheater, noch das alte Haus. Goethe's »Geschwister« und »Clavigo« wurden gegeben, mit der wenige Jahre nachher jung verstorbenen, unsagbar anmuthigen Frl. Wessely in den hauptsächlichen Frauenrollen. Brahms, der neben mir im Parterre saß, wurde von der Schönheit rein menschlicher Gefühle des erstgenannten Stückes, dessen Inhalt bekanntlich durchaus kein trauriger ist, bis zu Thränen gerührt, die ihm still über die Wangen hinabflossen. So zart, so der Einwirkung der Kunst und Poesie aufgeschlossen war diese zugleich so starke, energische Manneseele, die eben deshalb das Bedürfniß fühlte, sich durch eine angenommene rauhe Hülle nach außen zu schützen.

Das Opernproject wurde in den Wiener Tagen von mir mit keinem Worte berührt, auch von Brahms nicht. Erst mehrere Jahre später, als in Folge des Umstandes, daß Brahms drei Sommer hinter einander in der Nähe von Bern wohnte, viele Zeitungen hartnäckig die Notiz brachten, Brahms componire eine Oper, zu der ich das Buch verfaßt hätte, kam ich in einem Briefe auf unsern alten Plan zurück mit der Bemerkung, es sei doch eigentlich schade, daß das Gerücht grundlos bleiben müsse. Darauf antwortete mir Brahms unterm 7. Januar 1888:

»Habe ich Ihnen nie von meinen schönen Principien gesprochen, Vater meiner Johanna?[1]) Dazu gehört: keine Oper und keine Heirath mehr zu versuchen. Sonst, glaube ich, würde ich gleich zwei vornehmen, nämlich Opern, nämlich ‚König Hirsch‘ und ‚Das laute Geheimniß‘. Von letzterem habe ich übrigens einen fertigen Text, den mir seiner Zeit derselbe Kupferstecher Allgeier machte, der jetzt die schönen Aufsätze über Feuerbach schrieb. Wenn Sie, lieber Freund, nun recht liberale Anschauungen und Grundsätze haben, so können Sie sich klar machen, wie viel Geld ich spare und für eine italienische Reise übrig habe — wenn ich zum Sommer nicht heirathe und mir keinen Operntext kaufe! Können wir dafür nicht mitsammen laufen? In Italien kann ich's nicht gut allein und als Gesellschafter« u. s. w.

---

[1]) Brahms pflegte mein jüngstes Töchterchen seine Braut zu nennen und bediente sich daher mir gegenüber häufig der Anrede: »Vater meiner Johanna!«

Dies war, von ein paar andern spaßhaften Postkarten oder kleinen Briefstellen abgesehen, die letzte und, wie man sieht, nur noch scherzhafte Erwähnung des Opernprojects. Bezeichnend bleibt jedoch, daß Brahms auch da der öfter genannten Stücke von Gozzi und von Calderon mit der ihm eigenen Treue und wie mit einem letzten, sie streifenden Blicke des Bedauerns noch einmal gedachte; sie müssen ihm doch sehr am Herzen gelegen haben, und die Behauptung, Brahms habe sich niemals mit dem Gedanken getragen, eine Oper zu schreiben, wird fernerhin nicht können aufrecht erhalten werden.

»Keine Oper und — keine Heirath mehr zu versuchen« nannte Brahms in dem oben mitgetheilten launigen Briefe seine schönen Principien. So mag denn hier auch gleich zur Sprache kommen, was mir Brahms später einmal über den andern Punkt, d. h. darüber sagte, warum er unverheirathet geblieben sei.

Gewöhnlich sprach er nur scherzend über sein Junggesellenthum und bediente sich, namentlich neugierigen Damen gegenüber, mit Vorliebe der lustigen Formel: »Leider Gottes, gnädige Frau, bin ich immer noch nicht verheirathet; Gott sei Dank!« Wenn nun dergleichen Späße und andere kleine,

misogyn klingende Bosheiten, die er sich zuweilen gestattete, in Verbindung mit dem Wirthshausleben, zu dem er durch sein Junggesellenthum genöthigt war, mich oft an Lessing denken ließen, so wurde diese Parallele noch vollständiger, als Brahms mir — ein einziges Mal — ernsthaft und mit tiefer Gemüthsbewegung von derselben Sache sprach und mich dadurch an die rührenden Worte desselben Lessing erinnerte, der »es auch einmal so gut hatte haben wollen, wie andere Menschen.« (Aus einem bekannten Briefe Lessings nach dem frühen Tode seiner Frau).

Es war in einem jener Thuner Sommer, von denen im nächsten Abschnitte die Rede sein soll. Wir gingen früh Morgens auf der dem See entlang führenden Straße von der Beatenbucht zu dem Dörfchen Merligen und waren, ich weiß nicht wie, auf Frauen und auf Familienleben zu sprechen gekommen. Da sagte Brahms: »Ich hab's versäumt. Als ich wohl Lust dazu gehabt hätte, konnte ich es einer Frau nicht so bieten, wie es recht gewesen wäre.« Als ich darauf fragte, ob er damit sagen wolle, es hätte ihm die Zuversicht gefehlt, Frau und Kinder durch seine Kunst zu ernähren, antwortete er: »So mein' ich's nicht.

Aber in der Zeit, in der ich am liebsten geheirathet hätte, wurden meine Sachen in den Concertsälen ausgepfiffen oder wenigstens mit eisiger Kälte aufgenommen. Das konnte ich nun sehr gut ertragen, denn ich wußte genau, was sie werth waren, und wie sich das Blatt schon noch wenden würde. Und wenn ich nach solchen Mißerfolgen in meine einsame Kammer trat, war mir nicht schlimm zu Muthe. Im Gegentheil! Aber wenn ich in solchen Momenten vor die Frau hätte hintreten, ihre fragenden Augen ängstlich auf die meinen gerichtet sehen und ihr hätte sagen müssen: ‚Es war wieder nichts‘ — das hätte ich nicht ertragen! Denn mag eine Frau den Künstler, den sie zum Manne hat, noch so sehr lieben und auch, was man so nennt: an ihren Mann glauben — die volle Gewißheit eines endlichen Sieges, wie sie in seiner Brust liegt, kann sie nicht haben. Und wenn sie mich nun gar hätte trösten wollen . . . Mitleid der eigenen Frau bei Mißerfolgen des Mannes . . . puh! ich mag nicht daran denken, was das, so wie ich wenigstens fühle, für eine Hölle gewesen wäre.«

In kurzen, abgerissenen Sätzen stieß Brahms diese Worte heftig hervor und blickte dazu so

trotzig, so ingrimmig, daß ich keine Gegenbemerkung wagte und nur im Stillen erwog, einerseits, welche feurige und zarte, jauchzende und klagende Lieder der Liebe der Mann gesungen, der, neben mir herschreitend, in diesem Augenblick seiner Ehelosigkeit bitter gedachte, andrerseits, welche seelischen Leiden durch Unverstand und Herzenshärtigkeit der Welt gerade den edelsten und stolzesten Geistern zugefügt werden. »Es ist aber auch so gut gewesen!« setzte Brahms plötzlich hinzu, fuhr sich mit einer energischen Handbewegung durch den Bart und zeigte im nächsten Augenblick wieder sein ruhiges, zuversichtliches Antlitz.

Die drei Sommer in Thun.

Dem Verhältnisse zweier Menschen, die sich einander freundlich genähert haben, ist es gewiß am förderlichsten, wenn beide nichts von einander wollen, als die freie Pflege herzlicher Beziehungen vom Einen zum Andern. In dieses Stadium war mein Verhältniß zu dem geliebten und verehrten Wiener Meister getreten, als erst einmal das Opernproject glücklich begraben war. Wir standen wohl ab und zu an diesem Grabe mit platonischem Bedauern, aber die Sache war abgethan. Auch sonst hielt ich darauf, ihm keine von mir verfaßten Verse mit der Zumuthung, er möchte sie komponiren, in die Hand zu spielen. Ein einziges Mal zeigte ich ihm einen mythologischen Scherz, der als Cantate für Chor und Orchester gedacht war, und bei dem sich die Sängerin, gemäß dem Inhalte des Gedichtes, so zu sagen coram publico in ein Wesen masculini generis zu verwandeln hatte, was durch plötzliche tiefste Tonlage hätte dargestellt werden müssen. Brahms fand den Spaß

lustig, aber schwer ausführbar und außerdem zu übermüthig, als daß seine ernste Muse ihm hätte näher treten wollen. So blieb, von dieser Ausnahme abgesehen, mein Verhältniß zu Brahms ein versreines und gerade deshalb ein um so gemüthlicheres.

In der Absicht, den Sommer in meiner Nähe zuzubringen, nahm er im Mai 1886 zum ersten Mal in Thun Quartier und miethete, um recht ungestört zu sein, den ganzen ersten Stock einer Wohnung, deren Lage an der dort aus dem See heraustretenden, blau vorüberfluthenden Aare ihm besonders zusagte. Schräg gegenüber diesem (einem Kaufmann Spring gehörenden) braunen Hause mit grünen Fensterläden befindet sich jener kleine Inselvorsprung von Scherzligen, auf dem der Dichter Heinrich von Kleist im Jahre 1802 wohnte. (Eine Abbildung davon in Theophil Zolling's Schrift: »Heinrich v. Kleist in der Schweiz«, Verlag W. Spemann 1882, S. 65). Auch in den folgenden Sommern behielt Brahms die Wohnung bei, in der er sich ungemein behaglich fühlte.

Schon beim ersten Tagesgrauen munter, braute er sich auf seiner Wiener Maschine das erste Morgenfrühstück selbst, zu dem ihm eine treue Ver-

ehrerin aus Marseille, Frau F*, den trefflichsten Mokka in solcher Fülle geliefert hatte, daß er gleich Anfangs an meine Haushaltung davon abgeben und sich so das Vergnügen leisten konnte, bei seinen Besuchen in Bern wenigstens am Kaffeetisch Wirth und Gast in einer Person zu sein. Die Morgenstunden waren der Arbeit gewidmet, die in der Thuner Wohnung, wo ihm eine große Laube und eine Flucht von mehreren in einander gehenden geräumigen Zimmern ein von Niemand gestörtes, sinnendes Umherspazieren gestattete, ganz besonders gut gerieth. Die Sonate für Cello und Clavier Opus 99, die Sonate für Violine und Clavier Op. 100, das Trio für Pianoforte, Violine und Cello Op. 101 sind die Hauptzeugen seines Schaffens im ersten Thuner Sommer, lauter Werke, die sich durch herrlichste Frische der Phantasie auszeichnen; sie wurden alle drei zuerst in meinem Hause gespielt.[1])

[1]) Die Violin- und Claviersonate Op. 100 regte mich zu einem Gedicht an, das im Anhang dieses Buches mitgetheilt wird. Seine Existenz widerspricht der oben gemachten Bemerkung, mein Verhältniß zu Brahms sei ein »versreines« gewesen, nur scheinbar, da diese Bemerkung bloß sagen will, ich sei Brahms nie mit Compositions-Zumuthungen lästig gefallen. An dem Gedicht: »Die

Zu Mittag speiste Brahms, wenn die Witterung es einigermaßen erlaubte, in irgend einem Wirthshausgarten; das Table d'hôte-Essen blieb ihm zeitlebens verhaßt, und wo immer möglich vermied er es, schon aus dem einfachen Grunde, weil er nicht gern Toilette machte. Im gestreiften Wollhemd, ohne Cravatte, ohne angeknöpften weißen Kragen war ihm am wohlsten; selbst den weichen Filzhut trug er mehr in der Hand als auf dem Kopfe. Wenn er dann am Sonnabend jeder Woche nach Bern fuhr, um über den Sonntag und meistens noch bis Dienstag oder Mittwoch bei mir Quartier zu nehmen, hatte er eine lederne Reisetasche umgehängt, die einer mit Steinen vollgestopften Tasche eines wandernden Mineralogen glich, aber hauptsächlich nur die Bücher enthielt, die ich ihm das vorige Mal geliehen hatte, und

---

Thunersonate« hatte er so große Freude, daß er mich im Februar 1896 bat, ihm einige Abzüge desselben zu schicken. (Ein Wiener Freund ließ es dann in typographisch prächtiger Ausstattung drucken.) »Wenn mir Niemand sagt, ob und wie ihm meine Musik gefällt, wie soll ich es denn wissen?« äußerte Brahms einmal gegenüber einem Züricher Musikfreunde (A. Steiner-Schweizer), wie dieser im 86. »Neujahrsblatt der allgemeinen Musikgesellschaft in Zürich auf das Jahr 1898 mitgetheilt hat.

Der Verfasser.

die er zurückbrachte, um sie gegen andere umzu-tauschen. Bei schlechtem Wetter hing ihm ein alter braungrauer Plaid, der auf der Brust von einer ungeheuren Nadel zusammengehalten wurde, um die Schultern und vervollständigte die seltsame, unmodische Erscheinung, der alle Leute erstaunt nachblickten, und die mich manchmal an eine gewisse Illustration in einer älteren Ausgabe von Chamisso's »Peter Schlemihl« erinnerte.

Diese Besuche waren nun für mich und die Meinen hohe Freuden- und Festtage, an die wir jetzt nur mit dankbarer Rührung zurückdenken können. Ruhetage freilich waren es nicht. Denn der stets rege Geist unseres Gastes verlangte gleiche Aufgewecktheit von Allen, die ihn umgaben, und man mußte sich gehörig zusammennehmen, um mit ausdauernder Frische auf der Höhe seiner Unermüdlichkeit zu bleiben. Aber gern raffte man sich dazu auf, da man sich für jede Anstrengung durch den Gedanken belohnt fand, das Glück des Umgangs eines wahrhaft großen und doch in diesem bescheidenen Familienkreise sich wohl fühlenden Mannes zu genießen. Brahms war immer vortrefflicher Laune. Wenn Tolstoj (in »Anna Carenina«) einmal von jenem »stillen beständigen

Leuchten« spricht, »das sich auf den Gesichtern der Menschen einstelle, die Erfolg haben, und die überzeugt sind, daß Alle diesen Erfolg zugeben«, so lag allerdings dieses stille beständige Leuchten auch auf dem Antlitz von Brahms, war aber hier nicht bloß ein Widerstrahlen des Bewußtseins seines Ruhms und seiner Erfolge, sondern vielmehr des Glückes, das ihm sein Schaffen überhaupt gab, und dann der seelischen Heiterkeit, die ein durch und durch in sich gefestigtes, treues, ehrliches Mannesgemüth bei großer Reife des Denkens aus der fortgesetzten, interessevollen Betrachtung aller Dinge dieser Welt gewinnt. Ich habe nie Jemand gesehen, der den Erscheinungen des Lebens, mochten sie nun Gegenstände der Natur, der Kunst oder auch nur der Gewerbetechnik sein, so frische, echte und andauernde Theilnahme geschenkt hätte, wie Brahms. Jede kleinste Erfindung, jede Verbesserung irgend einer Geräthschaft im häuslichen Gebrauch, kurz jede Spur menschlichen Nachsinnens, wenn sie von praktischem Erfolg begleitet war, freute ihn herzlich. Und nichts entging seiner Aufmerksamkeit, kein Trambillet mit aufgedruckter Reclamenotiz, kein hübsch gearbeitetes Spielzeug, noch sonst der geringfügigste Gegenstand, wenn nur

irgend etwas Neues, ein Fortschritt daran zu entdecken war. Doch wetterte er auch scharf gegen unpraktische Einrichtungen, z. B. daß in den schweizerischen Bahnhöfen die Dienstmänner den Reisenden das Gepäck nicht in den Waggon tragen dürfen. Auch war ihm eine moderne Erfindung — das Fahrrad — tief verhaßt, weil diese oft so unvermuthet an dem stillen Spaziergänger lautlos vorübersausenden oder mit einem plötzlichen Signal ihn erschreckenden Maschinen seinen Gedankenfluß störten, und ihm außerdem auch die strampelnde Bewegung unschön vorkam. Immer hoffte er, es handle sich um eine bald vorübergehende Modethorheit, worin er sich bekanntlich täuschte. Im Uebrigen aber fühlte er sich glücklich, im Zeitalter der großen Erfindungen zu leben, und konnte das elektrische Licht, Edison's Phonographen u. s. w. nicht genug preisen. Ebenso interessirten ihn aber das Naturleben, die seelischen Aeußerungen der Thierwelt. Von den Familiengewohnheiten der Bären im Berner Bärengraben, vor dem wir oft standen, mußte ich ihm immer wieder erzählen. Ueberhaupt erschienen bei seinen Besuchen die Gesprächsthemata unerschöpflich. Welchen Stoff nur schon die vielen Bücher boten, die Brahms meiner

Bibliothek oder meinem Redactionstische entnahm! Im Ganzen war er kein Freund der Novitäten, las lieber ältere Bücher zum zweiten und dritten Male, so in jenem Sommer die Werke des trefflichen Hermann Kurz, von denen er nur bedauerte, daß ihm im »Sonnenwirth« und theilweise auch in »Schiller's Heimathjahre« die Schilderung des Elends, in dem sich im vorigen Jahrhundert das arme geduldige württembergische Volk befand, zu tief zu Herzen gehe, so daß er namentlich den »Sonnenwirth« zu Ende zu lesen nicht mehr über sich bringe. Lieber vertiefte er sich in friedliche Werke deutscher Sprachwissenschaft. Hefte des großen Grimm'schen Wörterbuches, das er auch in Wien immer zur Hand hatte, borgte er sich von mir, ebenso »Des Knaben Wunderhorn«, Bände aus den Schriften Herder's, dann wieder die Grillparzer'schen Dramen, von neuen Büchern aber, außer den Novellen und Gedichten G. Keller's, die während dieser Zeit fast immer bei ihm in Thun waren, am liebsten interessante Reisebeschreibungen, Nordpolfahrten, Stanley u. dergl. Große Freude machte ihm auch eine schöne Sammlung italienischer Photographien; wenn wir über diesen Bildern saßen, konnte Einer dem Andern Stunden

lang von seinen Eindrücken und Erlebnissen in Italien erzählen, und damals wurde der Wunsch zu gemeinsamen italienischen Wanderungen in uns rege, der in den Jahren 1888, 1890 und 1893 seine Erfüllung fand.

Auch Zeitereignisse, so zu Pfingsten 1886 der tragische Tod König Ludwigs von Bayern im Starnberger See, lieferten ausgiebigen Stoff zur Unterhaltung, da Brahms ein höchst aufmerksamer Zeitungsleser und Beobachter aller wichtigeren Vorgänge des politischen Lebens war, wobei er vor allen Dingen immer erwog, ob ein Geschehniß dem Deutschen Reiche und dem deutschen Volke zum Heil ausschlagen oder eher zum Schaden gereichen werde. Man kann sich kaum genugsam vorstellen, wie tief der geradezu leidenschaftliche Patriotismus dieser ernsten Mannesseele ging. Brahms kam mir in dieser Beziehung zuweilen wie ein treuer Eckart des deutschen Volkes vor; er, der ohne Familie dastand und in keiner Richtung persönliche Sorgen kannte, daher sonst immer eine frohe, zuversichtliche Miene sehen ließ, konnte plötzlich einen eigenthümlich besorgten Blick annehmen und eine geradezu kummervolle Stirn zeigen, wenn gewisse Vorkommnisse in der Politik ihn in der Ent-

wicklung des großen deutschen Vaterlandes irgend eine Wendung zum Schlimmen befürchten ließen. Ich werde weiter unten, wenn vom Sommer 1888 die Rede ist, zu zeigen haben, daß eine Controverse in diesen Dingen mich beinahe seine Freundschaft gekostet hätte. Wahrlich! wenn man in Deutschland erst allgemein wissen wird, wie heiß dies treue Herz sein deutsches Vaterland geliebt hat, und wie Brahms sein schönstes Lebensglück darin fand, daß ihm beschieden war, die ruhmvollen Siege und die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches zu erleben, so wird das Denkmal, das sich dem Schöpfer des »Triumphliedes« und des »Deutschen Requiems« in der deutschen Reichshauptstadt in hoffentlich nicht ferner Zeit erheben wird, nicht nur dem genialen Componisten, sondern auch dem durch und durch deutschen Manne gelten, der mit jeder Faser für Deutschlands Ehre und Wohlergehen glühte und in hellem Zorn entbrennen konnte, wenn die Nörgeleien im Parlamente an all dem Großen zu mäkeln und zu markten begannen, das die von derselben Generation erlebte und scheinbar so bald vergessene Heldenzeit geschaffen hatte.

In solchen Gefühlen begegnete sich Brahms

besonders schön mit Ernst von Wildenbruch, der im September 1886 mit seiner Gemahlin die Schweiz bereiste und mich in Bern mit seinem Besuch erfreute Ich befand mich mit Brahms auf einer kleinen Alpentour, als uns in Mürren die Depesche meiner Frau erreichte, die mir das Eintreffen der lieben Berliner Gäste meldete. Noch an demselben Sonntag Abend langten wir in Bern an, verplauderten mit ihnen einen Theil der Nacht am Kaminfeuer und brachten den ganzen folgenden Tag in ihrer Gesellschaft zu. Brahms, dem Wildenbruch's Dramen schon stofflich sehr zusagten, liebte die auch im Gespräch hervortretende naturwüchsige Frische des Dichters, an dem ihm, der selbst so herculischer Kraft und Gesundheit sich erfreute, außerdem die körperlich kraftvolle Constitution, das Fehlen aller nervösen Anlage in einer Zeit der decadenten Genies höchst sympathisch war. Und da nun diese beiden Männer sich in ihren politischen Anschauungen so ganz einig wußten, war es ein wirkliches Vergnügen, zu sehen, wie ihre Seelen gleich Flammen in einander loderten. Auch ein anderer Zug in Wildenbruch's Wesen, seine Pietät für die großen Dichter der Vergangenheit, war so recht nach Brahms' Sinn. Leuchtenden Blickes hörte er zu, als Wilden=

bruch unter Anderm mit schwärmerischen Worten die dramatische Schönheit im »Agamemnon« von Aeschylos pries, z. B. im Anfange des Stücks jene von Berg zu Berg glänzenden Feuersignale, welche die Rückkehr des Königsschiffes aus Ilion melden, und die darauf bezügliche Rede des Wächters auf der Burg. —

Es versteht sich, daß Brahms selbst auch in Thun von Freunden und Bekannten aus Deutschland und Oesterreich Besuch empfing, ebenso von Capellmeistern, jungen Componisten, Clavier spielenden Damen, welche Letzteren auf einen Lobspruch aus seinem Munde hofften, den sie dann als weitere Empfehlung würden benutzt haben. Er besaß jedoch, durch lange Uebung, eine große Geschicklichkeit, sie in höflichster Weise zu verhindern, an dem Flügel Platz zu nehmen, den ihm ein Berner Musikalienhändler sofort zu seiner Verfügung gestellt hatte. Auch an neugierigen Engländern und Autographenjägern und -Jägerinnen fehlte es in Thun natürlich nicht. Manche gingen mit großem Raffinement zu Werk. So zeigte er mir eines Tages einen ihm aus Solingen zugegangenen Brief, in dem es ungefähr hieß: »Die von Ihnen bestellte Sendung von 10 Dutzend echter Solinger Klingen wird nächster

Tage bei Ihnen eintreffen; den Betrag erlauben wir uns durch Postnachnahme demnächst zu erheben.« Aber die Berechnung, Brahms werde sich nun schleunigst diese Sendung verbitten und so das gewünschte Autograph liefern, scheiterte an seiner Pfiffigkeit. Er steckte das Billet ruhig in die Tasche und unterließ jede Antwort. Da weder die Rappiere noch die angedrohte Postnachnahme jemals eintrafen, lag dann deutlich genug am Tage, wie richtig er von Anfang an diesen Autographenerpressungsversuch beurtheilt hatte. Ebenso empfing eine deutsche Dame in Capstadt, die Jahr für Jahr mit großer Ausdauer bei Brahms »einen seiner weltbekannten, vortrefflichen Wiener Flügel« bestellte, niemals von ihm die Aufklärung, er sei doch eigentlich nicht Clavierfabrikant.

Wie wehrhaft er gegen jede Zumuthung war, sich etwas abgewinnen zu lassen, das er freiwillig nicht gewähren mochte, erfuhr auch ein junger Berliner Porträtmaler, der in jenem Sommer mit Herrn Verleger Simrock nach Thun gekommen war und Brahms fürs Leben gern gemalt hätte. Um dieses Vorhaben, an dem wir alle ein begreifliches Interesse nahmen, zu begünstigen, lud ich die Herren mit Brahms zu mir nach Kander-

steg ein, wo ich mit meiner Familie während des Monats Juli ein alpines Häuschen bewohnte. Ein arger Regenvormittag, der uns alle in die einzige größere Stube des Häuschens bannte, schien endlich der Ausführung des Planes förderlich. Auch glaubten wir den Anschlag auf Brahms dadurch glücklich maskirt zu haben, daß der Künstler vorgab, meine jüngste Tochter zeichnen zu wollen, die sich daher in dieselbe Linie mit Brahms, doch so setzte, daß der mit Pastellstiften arbeitende Maler über sie hinweg Brahms immer im Auge behielt. Aber schon nach wenigen Minuten durchschaute der Schlaue die Absicht, ließ sich zwar nichts merken, meinte jedoch, er dürfe »den Damen und zarten Kindern« doch wahrlich mit dem Rauch seiner Caporalcigaretten, von denen er bereits die fünfte oder sechste schmauchte, nicht länger beschwerlich fallen, womit er sich erhob und auf eine offene, hölzerne Galerie hinaus begab, die ihre Aussicht nach dem Gemmipasse hatte, und wohin ich ihm folgte. Ihn in die Stube zurückzubringen, wo nun wirklich statt seiner mein Töchterchen porträtirt wurde, war an jenem Vormittag nicht mehr möglich, und das gehoffte Brahmsbild kam leider nicht zu Stande. Diese Abneigung, einem Künstler zu einem Bilde zu sitzen, war übrigens

dadurch verstärkt, daß er dem von ihm so außerordentlich hoch geschätzten und auch als Freund geliebten Maler Anselm Feuerbach noch kurz vor dessen Tode eine hierauf zielende Bitte abgeschlagen hatte, und es ihm nun wie eine Art Treulosigkeit vorgekommen wäre, einem ihm bisher nicht bekannten jungen Künstler zu bewilligen, was er dem auf der Höhe seines Schaffens stehenden und erst vor wenigen Jahren verstorbenen Meister verweigert hatte. In einer späteren Periode hat sich Brahms bekanntlich doch herbeigelassen, zu seiner Büste und zu einer Radirung zu sitzen, obschon es ihm peinlich blieb, seine persönliche Erscheinung, mit der er zwar, wie wir wissen, im Stillen recht zufrieden war, zum Gegenstand lang andauernder, absichtlicher Beobachtung gemacht zu sehen. Amateurphotographien, besonders Momentaufnahmen, die ohne sein Wissen entstanden, konnten ihm Vergnügen machen, und mehr als eine hat er mir später aus Ischl oder aus Wien zugeschickt. (Die schönsten verdankt man Frau Marie Fellinger in Wien, deren gastliches Haus in den letzten Jahren dem einsamen Meister die eigene Familie ersetzte).

Obwohl wir nun einander allwöchentlich in der geschilderten Weise sahen, wurde doch auch ein

fleißiger Briefwechsel zwischen Thun und Bern unterhalten; nur darf man sich nicht vorstellen, daß Brahms, einige wenige später zu erwähnende Ausnahmen abgerechnet, in seinen Mittheilungen ausführlich gewesen sei. Wohl besaß er das Bedürfniß, mit seinen Freunden in regem Verkehr zu bleiben, aber auch in höchstem Grade die Kunst, in wenige Worte viel zusammenzudrängen. Im Ganzen war ihm Briefschreiben eine Last, sein bevorzugtes Briefpapier daher die Postkarte, »deren Format ihm jede Möglichkeit ausführlicher Darstellung liebevoll abschnitt« (wie Hanslick in einem Feuilleton der »Neuen Fr. Presse« vom 27. Juni 1897 sich so hübsch und bezeichnend ausdrückt). Da waren denn vor Allem die lustigen Correspondenzkarten, auf denen er seinen jeweiligen Entschluß zum Sonnabendbesuch meldete, z. B.:

»Ich will nicht; ich soll, ich darf, ich kann nicht — aber ich muß! Ich muß einmal nachsehen, ob das Kleine[1] noch immer nicht da ist. So viel Sie auch schreiben, nie ist die Rede von dieser Perle des Hauses, der Straße, der Stadt« u. s. w.

Oder:

»Soeben beschlossen, Sie morgen Donnerstag nach Mittag heimzusuchen. Wenn kein Kuchen auf dem Tisch steht, sieht sich als entlassen an

Ihr herzlich grüßender B.«

---

[1]) Die jüngste Tochter, die in den Ferien abwesend war.

Ein ander Mal, als ich für einen alten Schauspieler durch die Zeitung eine öffentliche Sammlung veranstaltete, hieß es auf der Postkarte:

»Inliegend 20 Francs — oder möchten Sie es für Ihren guten Zweck einstweilen so annehmen und gelegentlich in Baar, nöthigenfalls durch Pfändung der Reiseeffecten (!)[1]) eintreiben von dem bekannten Jungfrau-Riesenbesteiger und Schänzli-Theaterbesucher.«

Das auf dieser Karte erwähnte Berner Sommertheater, wo damals Opern und Operetten meistens nur mit Clavierbegleitung aufgeführt wurden, besuchte Brahms mit viel Vergnügen; namentlich versäumte er keine Vorstellung der »Fledermaus«, die in diesem Sommer mehrmals gegeben wurde. Nur pflegte er dabei oft auszurufen: »Wenn Sie das alles erst von Wienern und Wienerinnen könnten singen hören und spielen sehen!«

Was die Unterschrift als Bergbesteiger betrifft, so war die Anspielung auf eine Jungfrautour natürlich bloß Spaß; den Riesen jedoch hatte Brahms wirklich bestiegen, ebenso mit uns, von Kandersteg aus, den am Fuß der Blüemlisalp herrlich gelegenen Oeschinensee besucht. Bergan zu gehen fiel ihm freilich bei seiner Neigung zu Corpulenz

[1]) Die über Kamm, Bürste und Zahnbürste nie hinaus gingen.

sehr schwer, und oft unterwegs klagte er sich des Unverstandes an, sich auf eine solche Unternehmung eingelassen zu haben. Ebenso war ihm der steile Weg nach Mürren — es gab noch keine Bergbahn — recht sauer geworden. Um so lustiger ging es hinunter, gewöhnlich so schnell, daß kaum Jemand mit ihm Schritt zu halten vermochte.

Indessen beschränkte sich unser brieflicher Verkehr doch nicht ganz auf humoristische Billets; zuweilen fand auch über irgend eine Frage ein ernsthafter Meinungsaustausch statt. Als ich in einem Briefe die Ansicht geäußert hatte, man sollte eigentlich gegen das Ueberwuchern des Männergesangs und der Blechmusik Stellung nehmen, schrieb mir Brahms:

»Ihr Eifer gegen den Männergesang und die rohe Blechmusik, und Ihre Absicht, ihm Ausdruck zu geben, erinnert mich an die Mäßigkeitsvereine, die mich gelegentlich um Theilnahme angehen.

»Ich habe keine. Es ist so leicht, dem Volk seinen leider oft so nöthigen Schnaps zu nehmen. Ich wäre eifrigst dabei, wenn solche Vereine die Absicht und die Macht hätten, Ersatz zu schaffen, Wein, Bier, Kaffee billiger zu machen.

»Nun ist dem gemeinen Manne auch der Männergesang und das moderne Blechinstrument bequem; Anderes will vorsichtiger angefaßt, frühzeitiger gelernt und gewöhnt sein. In den sogenannten besseren Classen ist leider jede Liebhaberei für ein anderes Instrument als das Clavier so gut wie völlig verschwunden.

»Es wäre ungemein zu wünschen und anzustreben, daß Eltern ihre Kinder andere Instrumente lernen ließen, Geige, Violoncello, Flöte, Clarinette, Horn u. s. w. (Dadurch würde zunächst allerseits Interesse für alles Mögliche geschafft).

»In der Volksschule aber könnte für den Gesang mehr und Besseres geschehen und den Knaben sehr wohl schon früh die Geige in die Hand gegeben werden. In österreichischen Dörfern habe ich das oft gesehen; das Messe-Singen in den katholischen Kirchen ist auch nicht dumm! Vom Blatt singen, in allen Schlüsseln lesen, mit Fugen auf Du und Du stehen!«

Dieser Erörterung sandte Brahms am nächsten Tag folgende Zeilen nach:

»Lieber Freund! Die Strafe folge dem Verbrechen auf dem Fuße. So habe ich also[1]) die ‚Sängerin' (Fräulein Spieß, Hermione ohne ‚o') veranlaßt, bei ihrer Rückkehr vom Genfer See, in acht Tagen, bei ihnen einzubrechen und Ihnen mit meiner Hülfe eine scharfe Liederfolter zu versetzen.

»Sie können nun Ihre Thür verschlossen halten oder zu Halbirung des Schmerzes Professor V. und Professor St. einladen.

»Im Uebrigen aber sind Sie zu liebenswürdig![2]) Auf den Nietzsche habe ich freilich gleich ein italienisches Novellenbuch gelegt, damit ich mir's doch zweimal überlege, ob ich unter blauem oder grauem Himmel spazieren will! . . .

---

1) Dieses »also« bedeutet: »keinen Männerchor, sondern« —

2) Ich hatte einige neue Bücher nach Thun gesandt.

»Wenn nicht eher, so denke ich wahrscheinlich Mittwoch Nachmittag mit Spießen und Stangen zu kommen! Herzliche Grüße« u. s. w.

In dem lieblichen, von der Schwester der Sängerin verfaßten »Gedenkbuch«[1]) ist S. 166 der »musikalisch unvergeßliche Tag« beschrieben, der durch diesen Brief von Brahms war vorbereitet worden. »Brahms war aus Thun zu seinen Freunden in das W.'sche Haus herübergekommen und eine Anzahl der hervorragendsten Kunstfreunde Berns zu Gast geladen. Da wetteiferten die herrlichsten Lieder mit einander; dazwischen spielte Brahms in seiner unvergleichlichen Weise Bach. Denkwürdige Stunden —« u. s. w. Der Besuch wiederholte sich im Juni 1888, veranlaßte abermals ein herrliches Hausconcert, bei dem Hermine Spies außer vielen Liedern von Brahms zu seiner Begleitung die ganze Dichterliebe durchsang. (Näheres im »Gedenkbuch« S. 229 und 230).

Schon fegten herbstliche Stürme übers Land, als Brahms zu Anfang October Thun verließ und nach Wien zurückkehrte. Seinen ganzen Kaffee-

---

[1]) Hermine Spies, Ein Gedenkbuch für ihre Freunde, von ihrer Schwester. Mit einem Vorwort von Heinrich Bulthaupt. Zweite Auflage. Stuttgart, G. J. Göschen. 1894.

vorrath und die Kaffeemaschine übergab er meiner Frau zur Aufbewahrung, indem er fest vorhatte, im nächsten Sommer wieder zu kommen, obschon ihm, wie er mündlich und auch in Briefen es öfter aussprach, die durchschnittlich etwas unverbindliche Art desjenigen Theils der Schweizer Bevölkerung, auf den sich der Fremde in Wirthshäusern und auf Eisenbahnen vorzugsweise angewiesen sieht, nicht sonderlich zusagte. So heißt es gleich in seinem ersten, nach der Ankunft in Wien an mich gerichteten Briefe: »Jetzt berichte ich ausführlich von der Reise[1]) und von hier: daß es doch immer ein eigenes Vergnügen ist, die ersten österreichischen Conducteure und Kellner wiederzusehen.« In die Grüße, die der Brief enthielt, war auch unser Dienstmädchen »Vreneli« mit eingeschlossen; denn für Brahms hörte die Herzlichkeit und selbst Höflichkeit nicht bei einem gewissen Stande auf, sondern nur da, wo er in den Menschen, mochten sie was immer für einer Gesellschaftsklasse angehören, etwas Unehrliches zu bemerken glaubte, z. B. unberechtigten Dünkel, bei Frauen und Mädchen Geziertheit, leere Putzsucht u. dergl. Da konnte es

---

1) Was natürlich nicht der Fall ist.

mitunter wohl vorkommen, daß er einer grande dame, die alle ihre Künste spielen ließ, um die Aufmerksamkeit des berühmten Mannes auf sich zu ziehen, mit halb gewollter, halb unwillkürlicher Grobheit den Rücken zuwandte und lieber dem aufwartenden Dienstmädchen, aus dessen hellen, ehrlichen Augen ihn der einfache, natürliche Mensch anblickte, ein paar freundliche Worte sagte, z. B. wie gut ihm diese oder jene Speise geschmeckt habe oder etwas dergleichen.

Im Mai des folgenden Jahres traf Brahms in Bern bereits ein, während ich mich noch auf einer Reise in Italien befand. Auch er, der mit den Herren Simrock und Theodor Kirchner in Rom gewesen war — in Bologna, wo wir uns zu treffen beabsichtigt, hatten wir einander verfehlt —, kam aus Italien und führte sich bei meiner Frau mit den Worten ein: »Ihr Mann ist noch ein bißchen nach Cypern gefahren,« und so wolle er jetzt ein wenig den Hausvater spielen. Ein paar Tage später kehrte ich von Venedig zurück, und es begann wieder derselbe rege Verkehr von Thun nach Bern wie im vorigen Jahre, nur daß Brahms noch öfter und länger in Bern zu weilen pflegte, weil ihm Thun bei dem frostigen

Wetter jenes Regensommers wenig bot. Eine Zeit lang wohnte meine Familie in einem kleinen Landhause oberhalb Merligen am Thunersee, während ich in Bern blieb und die Meinen nur über die Sonntage besuchte. In immer neuen Variationen behandelt Brahms auf lustigen Postkarten das Thema des bei so naßkalter Witterung etwas verunglückten Ferienaufenthaltes:

»Ich denke mir, Sie werden morgen mit einem Photographen nach Merligen fahren, um Gruppenbilder der Erfrorenen herstellen zu lassen. Die Gemüthsbewegung wird stark sein, aber vielleicht sehe ich zu. Hernach suchen wir neu gebildete Eishöhlen und schließlich — die Reste der Nahrungsmittel! Herzlich theilnehmend und grüßend
Ihr J. B.«

Oder:

»Liebster Freund! Ich sage nur in Kürze, daß Sie diese Woche kein isländisch Moos für mich zu suchen brauchen und kein Robbenfell in die Beize legen; ich fahre nicht vor Anfang nächster Woche« u. s. w.

Ein andermal hieß es:

»Kalte und traurige Pfingsttage in fröhliche und helle Weihnacht zu verwandeln, wird Ihnen aufs Schönste gelingen. Und da nebenbei ein kleines Musikfest statt hat, so füttern Sie die Musikanten Sonntags nicht zu üppig, damit geübt werden kann, und wir zur Belohnung ins Schänzli gehen dürfen!«

Das »kleine Musikfest« bestand in einem Hausconcert, zu dem außer Brahms die von Zürich her-

bei gereiften Brüder Hegar, Violine und Cello, mitwirkten, wobei neueste Compositionen von Brahms nach dem Manuscript gespielt wurden.

Eine andere Karte in biblischem Stil lautete:

»Und man trug ihnen Essen auf von seinem Tisch. Aber dem B.(rahms) ward fünfmal mehr denn den Anderen! Und sie tranken und wurden trunken mit ihm — So wurde es und wird es in Joseph's Palast gehalten zur Freude des B.«

Solche fröhlichen Billets lassen ahnen, was für ein vergnügter Tischgast Brahms war. Wenn es für eine Hausfrau nichts Angenehmeres geben kann, als wenn die Geladenen gesunde Eßlust mitbringen und das Dargebotene zu schätzen wissen, so erfüllte nicht leicht Jemand diesen Wunsch so vollkommen wie der vom phäakischen Wien her an einen guten Tisch gewöhnte Meister. Dabei verlangte er aber durchaus keine Delicatessen, sondern wußte auch gewöhnliche Hausmannskost sehr zu würdigen und erleichterte der Hausfrau durch eine Menge feiner Aufmerksamkeiten ihre kleinen täglichen Sorgen. In dieser Beziehung hatte er eine unvergleichliche Feinfühligkeit und ein von den Meinigen oft bewundertes Verständniß für die Bedürfnisse und allfälligen Verlegenheiten eines bescheidenen, bürgerlichen Haushaltes.

Ganz nur aus Regentagen bestand übrigens der Sommer 1887 doch nicht. So konnten wir an einem Junisonntag bei wahrhaft göttlichem Wetter das herrliche Alpenplateau von Mürren wieder besuchen; denn wie mit guten Büchern hielt es Brahms auch mit schönen Orten, die ihm einmal lieb geworden waren; er zog die Wiederkehr zu ihnen und die Auffrischung früherer Erinnerungen dem Jagen nach neuen Eindrücken bei Weitem vor. Als wir damals nach Gimmelwald hinabstiegen, und die Majestät der gegenüberliegenden tief beschneiten Riesen des Hochgebirges auch mich so überwältigte, daß ich den Gedanken aussprach, wie unmöglich es doch sei, diese Herrlichkeit im menschlichen Gemüth bleibend festzuhalten und etwa durch Poesie und Kunst völlig wiederzugeben, blieb er stehen, sah mich mit lachenden Augen an und rief: »Das muß ich schon sagen, Sie sind doch der gröbste Mensch, der mir jemals vorgekommen. Jeder Andere, der mit mir solche Alpenspaziergänge ausführte, würde irgend einmal ein artiges Wort anbringen, zum Beispiel! das ist ganz wie in Ihrer dritten Symphonie, oder so etwas. Aber von Ihnen hört man nie etwas dergleichen.« Und dazu packte er mich an der Schulter, schüttelte mich und lachte in herz-

licher Vergnügtheit. Ein Weilchen nachher, als wir auf einem Hügel bei Stechelberg ausruhten, meinte er, listig dreinschauend: »Wir gefallen mir. Na! Kann man vielleicht so nicht sagen, Sie deutscher Stilist? Sie haben's vielleicht noch nie so gehört. Aber besinnen Sie sich nur, es ist ganz correct.« Und fröhlich wiederholte er: »Wir gefallen mir!«

Der Gewinn fürs Leben, den mir eine solche Freundschaft gewährte, wurde noch dadurch vermehrt, daß mir Brahms auch viele ihn besuchende vortreffliche Menschen aus Deutschland und Oesterreich zuführte, so in diesem Sommer den ausgezeichneten Pädagogen Professor G. Wendt aus Karlsruhe, den aus Schlesien gebürtigen Lyriker und Musikschriftsteller Max Kalbeck und seinen ältesten, treuesten Freund, Professor Dr. Eduard Hanslick aus Wien, im folgenden Jahre Claus Groth, der in Begleitung des Zeichners C. W. Allers reiste. Die Aelteren von den hier Genannten haben es sich wohl nicht gedacht, daß sie den Mann überleben würden, der damals in unserem fröhlichen Kreise der Fröhlichste war und bei keiner Unternehmung etwa durch Rücksicht auf sein körperliches Befinden sich jemals gehindert sah.

Als Brahms, der noch mit Frau Clara Schu-

mann in Baden-Baden einige Herbsttage zu verbringen gedachte, diesmal schon im September Bern verließ, war er noch am Morgen der Abreise, sehr zur Beruhigung und Freude seines auch die Thierwelt mit Liebe umfassenden guten Herzens, Augenzeuge der glücklichen Heimkehr meines Hündchens Argos, das ich vier Tage vorher auf dem Grindelwaldner Eismeer hatte zurücklassen müssen. Bei dem frühen Hereinbrechen der herbstlichen Nacht war längeres Verweilen auf dem Gletscher nicht rathsam gewesen; ich hatte daher dem Führer gehorchen müssen, der nicht zugab, daß mit Einfangeversuchen des vor den Eisschründen sich fürchtenden Hündchens länger die kostbaren letzten Minuten vor Anbruch der Dunkelheit verschwendet würden. Brahms, der diesen Ausflug nicht mitgemacht hatte, war tief verstimmt, als er mich ohne das Hündchen anlangen sah. »Den armen kleinen Burschen werden Sie nie mehr sehen,« meinte er. So war es auch zu erwarten, um so größer aber unsere freudige Ueberraschung, als am Montag Morgens vor 6 Uhr an der meine Wohnung abschließenden Glasthür ein eifriges Scharren vernehmbar wurde, und, da wir zu öffnen hinauseilten, der kleine rothe Schnauzer mit einem Laute, der schon eher ein schier mensch-

liches Jauchzen als hündisches Bellen war, an uns emporstrebte. Von Freitag bis Montag war das kleine Thier längs dem Massiv des Eigers hin über Scheidegg, Wengen nach Lauterbrunnen und Interlaken, von dort um den Thunersee herum und zuletzt von Thun nach Bern gelaufen, wo es, natürlich sehr erschöpft, aber doch wohlbehalten, in dieser frühen Morgenstunde anlangte. Der Jubel über die unverhoffte Rückkehr des findigen Thierchens war so groß, daß wir, Alt und Jung, wenig an den sehr mangelhaften Aufzug dachten, in dem wir, eben aus dem Bett gesprungen, um das Hündchen herumstanden. Der verhältnißmäßig Angezogenste war immerhin Brahms, der Frühaufsteher, und noch sehe ich ihn vor mir, wie er sich zu Argos hinabbeugte, den Liebkosungen des wie närrisch sich gebärdenden Thieres unbedenklich Hände und Gesicht überlassend. »Also so was gibt's!« rief er dann aus, »dergleichen ist nicht bloß Jägerlatein.« Und er freute sich, diesen Vorfall seinen Bekannten zu erzählen. Auch hieß es nachher in seinem ersten Briefe aus Wien: »Was macht Argos? Würde er es nicht wie einen zärtlichen Gruß von mir empfinden, wenn Sie ihm einmal statt Brotkügelchen ein schönes

Stück Fleisch gäben«? — (was natürlich nach Wunsch geschah).

Im folgenden Frühling traf ich mit Brahms am 7. Mai (seinem Geburtstag) in Verona zusammen zur ersten unserer gemeinschaftlichen italienischen Reisen. Nach der Rückkehr in die Schweiz bezog Brahms zum dritten Mal sein gewohntes Quartier in Thun, verbrachte aber die Sonntage, wie früher, in Bern oder schloß sich uns auf Ausflügen an, die wir in die Alpen, nach Grindelwald u. s. w. unternahmen. Jener Sommer war für mich ein besonders bewegter. Ich hatte ein neugebautes Haus mit Garten gekauft, wobei ich es als eine gute Vorbedeutung aufnahm, daß Brahms der erste Gast war, der im neuen Hause schlief. Um dieselbe Zeit aber war ich durch Aufdeckung von gewissen Mißständen in einer Armenanstalt in eine erbitterte Zeitungsfehde und theilweise auch in Kampf mit den betreffenden Behörden gerathen, wobei es begreiflicher Weise manche Aufregung und manchen Verdruß setzte. Hiedurch bildete sich eine gewisse Gereiztheit heraus, die unter Anderem auch einem Artikel anzuspüren war, den ich in vorübergehender Stellvertretung des politischen Redacteurs des »Bund«

über einen mir zu waidmännisch erscheinenden Ausdruck schrieb, der, den Telegrammen zu Folge, vom jungen deutschen Kaiser in einer Rede zu Frankfurt a. O. auf die Armee sollte angewendet worden sein. Brahms fühlte sich von dem Artikel verletzt, und es kam zwischen uns zu politischen Erörterungen, die für beide unerquicklich waren und einen Augenblick sogar unser herzliches Verhältniß für immer zu zerstören drohten. Muß ich nun, nach Jahren, selbst zugeben, damals über das Ziel hinausgeschossen zu haben, wie dies übrigens einem Dilettanten auf dem heikeln Gebiet des politischen Journalismus leicht begegnen kann, so hatte der Vorfall wenigstens das eine Gute, eine schriftliche Aeußerung von Brahms über Richard Wagner's Werke hervorzurufen, die durch die darin implicite ausgesprochene hohe Werthung der Wagner'schen Opern den Beweis leistet, wie unrichtig es ist, zu glauben, Brahms habe, bei allem Antagonismus der beiderseitigen Kunstprincipien, die enorme Bedeutung Wagner's nicht begriffen oder nicht gewürdigt.

In jenem fünf Seiten langen Briefe am 20. August 1888 schrieb mir nämlich Brahms unter Anderem: »So übt man eben Kritik über

Alles, was aus Deutschland kommt; die Deutschen selbst aber gehen darin voran. Das ist in der Politik wie in der Kunst. Wenn das Bayreuther Theater in Frankreich stände, brauchte es nicht so Großes, wie die Wagner'schen Werke, damit Sie und Wendt und alle Welt hinpilgerten und sich für so ideal Gedachtes und Geschaffenes begeisterten.«

Das ist ein werthvoller Ausspruch des einen deutschen Meisters über den andern. Bleibt auch die Thatsache, daß Brahms als Vertreter der absoluten Musik für seine Kunstausübung ganz andere Grundsätze als die Wagner'schen befolgte, selbstverständlich unerschüttert, so weiß man nun doch, daß er die »ideal gedachten und geschaffenen Werke Wagner's« für etwas Großes hielt, auf das Deutschland stolz sein sollte. Hiemit stimmte es gut überein, daß er in demselben Sommer, als wir eines Morgens in meinem noch vom Nachtthau feuchten Garten spazierten, sich selbst »den besten Wagnerianer« nannte, indem er mit einem bei ihm selten hervorbrechenden, aber wahrlich berechtigten Selbstgefühl hervorhob, sein Verständniß Wagner'scher Partituren werde doch wohl tiefer gehen, als das irgend eines Mitlebenden.

Was nun den politischen Streit betrifft, der wenigstens die gute Frucht dieser Brahms'schen Briefstelle über Wagner gezeitigt hatte, so verbitterten wir uns mit ihm leider auch die paar nächsten Wiedersehen, indem wir, das ursprüngliche Thema bei Seite lassend, uns in zwecklose Discussionen über Vortheile und Nachtheile monarchischer und republikanischer Staatsform verbissen. In dem Wunsche, über diese leidigen Differenzen vielleicht durch den Ausspruch einer höheren Instanz hinauszukommen, schrieb ich hierüber an Gottfried Keller, der Brahms, »den Allertrefflichsten«, schon öfter in Briefen an mich hatte grüßen lassen, und dem ich jetzt eine Art Schiedsrichteramt zumuthete. Die Antwort Keller's (vom 30. August 1888) ist in Bächtold's dreibändigem Werke: »Gottfried Keller's Leben« den andern dort mitgetheilten Briefen nicht beigegeben worden und kann auch hier nicht vollinhaltlich abgedruckt werden. Doch mögen ein paar der beschwichtigenden Worte, die er an mich richtete, hier ihre Stelle finden:

»Es handelt sich wohl um ein Etwas,« schrieb Keller, »das aber zugleich ein Nichts ist. Jedenfalls erkenne ich die ungeheure Veränderung, die sich durch den Krieg und die Gründung des Reiches in manchem Betracht vollzogen hat. Als ich Jahre lang im Norden war, in Berlin, haben

Preußen und Nichtpreußen, d. h. Friesen, Sachsen u. s. f., herbe oder ironische kritische Aeußerungen über landesherrliche Meinungen und Thaten gegenseitig ziemlich gleichmüthig angehört, wo nicht mitgeholfen, ohne daß es just nachwirkende Folgen hatte. Jetzt hängt der Sohn freier Städte nach achtzehn kurzen Jahren so pathetisch am Kaiser und dessen Haus, wie es zur alten, großen Zeit kaum je der Fall war. Indessen muß ich Ihnen offen gestehen, daß Sie dem Redner von Frankfurt gegenüber meiner Ansicht nach mit Ihrem Artikel in Unrecht sind . . . Was Sie geschrieben, kam natürlich aus bravem Gemüth, ist aber in Gottes Namen nicht angebracht, wenn es Einer liest, dem es auch zu Gemüth geht. Ich denke aber, die bedauerliche Spannung zwischen Ihnen und B. werde sich von selbst wieder ausgleichen, zumal wenn Sie nicht dogmatisch auf Ihrer Anschauung, welche kein Princip sein kann in diesem Falle, beharren . . .«

Da, als diese wohlwollenden, zum Frieden mahnenden Zeilen eintrafen, die Wogen unserer erhitzten Gemüther sich von selbst wieder gelegt hatten, schien es mir richtiger, Brahms von Keller's Briefe nichts zu sagen, um an die verharschende Wunde nicht zu rühren. In stillschweigender Uebereinkunft vermieden wir auf längere Zeit hinaus politische Gespräche, nachdem wir einmal erfahren hatten, wie heiß unsere Köpfe dabei werden konnten. Der Humor trat wieder in sein Recht, dies bald so sehr, daß kleine Sticheleien, die der Eine oder der Andere in Bezug auf unseren Hader riskirte,

gerade dadurch, daß wir sie nicht scheuten, die Herzlichkeit des wiedergewonnenen Einverständnisses bewiesen. Und als Brahms im September schied, um vor der Rückkehr nach Wien wieder einige Wochen mit Frau Clara Schumann in Baden-Baden zuzubringen, wurde für den nächsten Frühling eine neue gemeinschaftliche Reise nach Italien verabredet, die jedoch, da äußere Zufälligkeiten sie verhinderten, erst im Mai 1890 zur Ausführung gelangte.

Die letzten Jahre.

Am 2. Mai 1889 schrieb mir Brahms:

»Lieber Freund! Es ist ein leiser Mollaccord, den ich hinübersende, und auch Ihnen klingt es hoffentlich nicht lustig: ich habe für den Sommer in Ischl gemiethet. Was ich dort suche und wünsche, wissen Sie, weniger aber, was ich entbehren werde. Unter Anderem oder vor Anderem werde ich jeden Samstag betrübt sein, daß kein Zug nach Bern geht!«

Was Brahms in Ischl suchte und fand, war die Nähe seiner Wiener Freunde, die er, von wenigen kurzen Besuchen Einzelner abgesehen, in den drei Thuner Sommern sehr vermißt hatte. Denn, wie sehr er auch darauf hielt, in seiner Arbeit ungestört zu bleiben, war er im Grunde doch eine gesellige Natur. Im Bewußtsein seiner oft erprobten Geschicklichkeit, unliebsame Besucher und zudringliche Menschen leicht und schnell los zu werden, empfand er nicht nur keine Scheu vor dem im Sommer von Wienern wimmelnden Ischl, sondern freute sich im Gegentheil, sich nicht zu jenen manchmal doch recht einsamen Thuner Abenden verurtheilt zu sehen. Auch meldete er dann in einem Briefe

von dort, in Ischl gebe es »keine Engländer, und auch die Norddeutschen sind hier weniger zahlreich und besser als in Thun«. Daß ich aus alledem noch immer etwas wie einen Nachklang von Verstimmung über unsern politischen Disput vom letzten Sommer heraushörte und darüber betrübt war, wird man begreifen. Ich erschien mir selbst wie der täppische Bauer im Märchen, der durch ein unbedachtes Wort den guten Schutzgeist des Hauses vertrieben hat. Ganz so verhielt es sich freilich nicht. Durch jene Controverse war in Brahms nur das Bewußtsein seiner Empfindlichkeit in politischen Dingen geweckt worden und damit die Klarheit darüber, daß es ihm nicht angenehm wäre, inmitten einer Bevölkerung zu leben, wo vielleicht abermals, — gewiß nicht durch mich, dessen war er versichert! — irgendwie seinem nationalen Gefühl Eindrücke geboten wurden, die es verletzen konnten. In der That brachten diese beiden Jahre, die letzten, in denen Fürst Bismarck dem Reichskanzleramte vorstand, durch gewisse bekannte Vorgänge staatspolizeilicher Natur zwischen der Schweiz und ihrem mächtigen Nachbarreiche eine Spannung hervor, die bei dem kleinen Staate, der sich für schwer bedroht hielt, in großer Gereiztheit der ganzen Bevölkerung

sich äußerte. Insofern war ich froh, daß Brahms in jenen Jahren nicht in die Schweiz und somit auch nicht in die Lage kam, als zufälliger Hörer von Gesprächen am Wirthshaustische in seinen patriotischen Gefühlen verstimmt oder gar beleidigt zu werden.

Ich selbst sollte ihn gleichwohl sehen. Nachdem die Frühjahrsreiseprojecte für Italien sich zerschlagen hatten, da mich Familienangelegenheiten nach Norddeutschland führten, lud er mich auf den Herbst nach Baden-Baden ein, und gern folgte ich seiner Aufforderung. Auch dort wohnte er, seiner Gewohnheit gemäß, nicht in einem der großen Hôtels, sondern im »Bären«, einem an der Lichtenthaler Allee gelegenen behaglichen Wirthshause, wo es weiter nicht auffiel, wenn er in Hemdärmeln auf einer Bank im Hofe saß, seine Cigarette schmauchend. Das Zimmer, das er mir bestellt hatte, lag neben dem seinigen zu ebener Erde. Da das ziemlich regnerische Wetter uns keine größeren Ausflüge gestattete, brachten wir, neben einander im Fenster liegend, lange Stunden in Gesprächen zu, von denen mir einige durch den bedeutsamen Inhalt, den Brahms ihnen gab, und durch den besonders herzlich-vertraulichen Ton, den er in sie legte, in guter Erinnerung ge-

blieben sind. Es war damals ein Brief, den er vor Jahren an seinen Vater gerichtet hatte, und der wohl durch Zufall in unrechte Hände gerathen war, in einem Berliner Auctionskatalog als »Ausführlicher Brief von Johannes Brahms an seinen Vater« ausgeboten, doch von einem Freunde sofort gekauft und Brahms zugestellt worden. Dies gab ihm Anlaß, über biographische Indiscretionen zu sprechen, wobei seine Ansicht wesentlich dahin ging, bei Mittheilungen über Künstler sei doch wohl in Bezug auf ihre Berechtigung hauptsächlich entscheidend, ob sie der Art seien, daß der Meister, den wir in seiner Kunst verehren und lieben, durch sie auch als Mensch gewinne, wie dies z. B. bei Schiller und Goethe in so hohem Grade, theilweise übrigens auch bei Mozart der Fall sei, während Beethoven's Bild durch gewisse neuere Publicationen bisher unbekannt gebliebener Briefe geradezu bösartige Züge annehme, die Einem sehr leid thun könnten, so daß man froh wäre, sie nicht zu kennen. Da ich damals fest überzeugt war, der neben mir lehnende, von Kraft und Gesundheit strotzende Freund werde, obschon um neun Jahre älter als ich, mich jedenfalls lange überleben, maß ich dieser Aeußerung keine für unser Verhältniß prak-

tische Bedeutung bei, während ich jetzt in ihr eine Rechtfertigung dieser Veröffentlichung meiner Erinnerungen an ihn erblicke. Denn sein Bild wahrlich kann nur gewinnen, je mehr man sich in die Züge desselben vertieft und nicht bei dem oberflächlichen Eindruck stehen bleibt, den seine rauhe Männlichkeit und die oft schroffen Aeußerungen seines heftigen Temperamentes auf ferner Stehende machten.

Er erwähnte unter Anderem auch, daß er, da ihm nahe Verwandte nicht mehr am Leben seien, doch eigentlich Verfügungen über seinen Nachlaß treffen sollte, und fragte, wie derselbe, meiner Ansicht nach, am richtigsten verwendet werden könne. Die Einwendung, daß es damit doch gewiß nicht eile, bezeichnete er als eine jener unverständigen Redensarten, mit denen man sich und Andere in solchen Fällen einlulle; ich solle ihm also damit nicht kommen, sondern eine bestimmte Antwort auf seine Frage geben. Als ich für diesen Fall eine Stiftung zu Gunsten armer, junger Musikstudirender vorschlug, wollte er hievon nichts hören. Das Gesetz des schweren Lebenskampfes, das durch die ganze Natur als eigentliches Weltgesetz gehe und jene Auslese der starken, jeden Widerstand über-

windenden, ihre Vollkommenheiten steigernden Geschöpfe, freilich auch den Untergang der Schwachen zur Folge habe, sei auch fürs menschliche Leben und jedenfalls für die Kunst eine Nothwendigkeit. Mit Stipendien und ähnlichen Unterstützungen ziehe man meistens eine gewisse schwächliche Mittelmäßigkeit groß, wobei auch die üblichen Fehlgriffe der Stipendiumsverwaltungen in der Auswahl der jungen Anfänger nicht zu vergessen seien! Selten werde der wirklich originelle junge Künstler solche Vortheile zu genießen haben, da ein solcher zu den bestehenden Kunstansichten in der Regel sich gegensätzlich verhalte und daher Anfangs in seiner Neuartigkeit verkannt werde. Solche Verkennung und Armuth schade jedoch wahrhaft starken Naturen nichts, vertiefe sie im Gegentheil und bewirke in ihnen einen gesunden Zorn und heiligen Eifer, den Widerstand der Welt nur desto nachdrücklicher zu besiegen. Und indem er auf seine eigene Jugendzeit zu sprechen kam, betonte er, er könne nicht wünschen, daß sie weniger rauh und drangvoll gewesen wäre. Ja, gewiß habe er sich mit Arrangiren von Märschen und Tänzen für Gartenorchester oder auch mit dem Setzen von Orchestermusik für Clavier sein erstes Geld verdienen müssen, freue sich aber

noch heute, wenn ihm eine dieser anonym in der Welt circulirenden Jugendarbeiten zufällig zu Gehör oder zu Gesicht komme, daß er auch an solche Lohnschreiberei treuen Fleiß und alle ihm damals zu Gebote stehenden Kenntnisse gewendet habe. Selbst daß er manchmal in Wirthschaften Tingeltangelsänger am Clavier habe begleiten oder zum Tanz aufspielen müssen, während er sich nach der stillen Morgenstunde sehnte, in der er seine eigenen Gedanken aufs Notenpapier bringen könne, halte er nicht für eine verlorene Lebenserfahrung. »Die schönsten Lieder kamen mir, wenn ich früh vor Tag meine Stiefel wichste!« Und weiter in solchen Jugenderinnerungen schwelgend schilderte er die Seligkeit, die ihn durchdrungen habe, als er, ein kaum schulpflichtiges Bübchen, zum ersten Mal entdeckte, man könne überhaupt Melodien durch Höher- und Tieferstellen schwarzer Köpfe auf Linien dem Auge sichtbar machen; »ich erfand mir ein Notensystem, bevor ich noch wußte, daß es ein solches längst gebe.«

Auf das Testament zurückkommend verwarf er daher meinen Vorschlag als einen zu weichlichen und setzte dann hinzu, er habe übrigens bereits ein Testament gemacht, dasselbe aber zurückverlangt,

um es abzuändern, und nun wisse er schon, wie es gehen werde. Man schiebe diese Sache, die man doch in einer Stunde erledigen könnte, unverantwortlicher Weise immer hinaus in dem Gedanken, man werde schon ein anderes Mal dazu Zeit finden. Aber diese Zeit wolle sich merkwürdiger Weise nie einstellen, weil die Sache immerhin durch die Ideenverbindung mit dem Tode eine leidige sei. Doch fühle er, wie unrecht dies sei, und wenn er jetzt nach Wien zurückkehre, wolle er sich ganz gewiß dazu aufraffen. Bekanntlich ist es nicht in derjenigen Weise geschehen, daß ein eigentlich rechtskräftiges Testament zu Stande gekommen wäre.

Die größte Freude bereitete mir Brahms, indem er mich in jenen Herbsttagen bei Frau Clara Schumann einführte, die mit ihrer Familie sich ebenfalls in Baden-Baden aufhielt. Es war mir ein weihevoller Augenblick, als ich zum ersten Mal der herrlichen Frau gegenüber trat, in der sich mir die schönste künstlerische Romantik Deutschlands — die musikalische — und eine bereits so fern liegende Zeit verkörperte, daß es mir beinahe märchenhaft vorkam, im Gruß die Hand berühren zu dürfen, die im Jahre 1840 sich zum Ehebunde

in die Robert Schumann's gelegt hatte. Und jene Zeit mit ihren hohen und sanften Idealen schien aus dem feinen, schönen, durchgeistigten Antlitz der Greisin zu sprechen, auf dem trotz manchem Lebenskummer, der ihr bis ins Alter hinein nicht erspart geblieben war, der Ausdruck jener unverwelklichen Jugend lag, wie er nur ganz guten, reinen Menschen bis ans Ende treu bleibt. Es war wundersam, wie sich oft im Sprechen, oder wenn sie lächelte, aus den in der Ruhe eher etwas sorgenvollen Zügen ein himmlisch heiteres Antlitz klärte, das ich im Stillen »Clara Wieck« nannte, so mädchenhaft unberührt, so engelrein blickte es. Und dieser Eindruck blieb mir, so oft ich in der Folge mit Frau Schumann, die ihre letzten Sommer regelmäßig in Interlaken zubrachte, zusammen zu sein das Glück hatte. Wie hold und innig ihr Verhältniß zu Brahms war, kann man ermessen, wenn man die ihnen gemeinsamen großen und heiligen Erinnerungen bedenkt. Wie viel Schönes, Beglückendes, aber auch wie viel Schweres hatten sie erlebt! In der traurigen Zeit der Geistesumnachtung Robert Schumann's und dann nach dessen Tode war Brahms der thatkräftige Freund und Beschützer der Wittwe gewesen. Daß sie eines

solchen damals bedurfte, hat er mir selbst angedeutet, indem er mir einmal, noch in der Erinnerung vor Zorn glühend, sagte, ich könne mir nicht vorstellen, »wie damals die Pfaffen der alleinstehenden Frau zusetzten«; in welcher Beziehung dies geschehen sei, sagte er nicht, und ich versäumte, darnach zu fragen. Brahms selbst verehrte, glaube ich, in Frau Schumann die Edelste ihres Geschlechtes. »Wenn Sie etwas schreiben,« sagte er mir einmal, »so fragen Sie sich immer, ob eine Frau wie die Schumann mit Wohlgefallen ihren Blick darauf könnte ruhen lassen. Und wenn Sie das bezweifeln müssen, so streichen Sie es aus.« Wie ein Sohn blickte er pietätvoll zu ihr auf, aber wie ein Sohn, der sich herausnehmen darf, mit seiner Manneserfahrung in praktischen Lebensfragen dem Mütterchen Rath und Lenkung angedeihen zu lassen. Sie nannten sich gegenseitig »Du«, mit den Vornamen, und eine Welt von herzlichem Einverständniß lag in diesem »Johannes« und »Clara«. Mit freudigem Stolz erfüllte es ihn, als er den Eindruck sah, den Frau Schumann auf mich gemacht hatte. Und von Wien schrieb er mir am 14. November 1889: »Ich möchte, wir könnten die Tage in Baden das nächste Jahr

wiederholen ... Frau Schumann sehen Sie dann auch hoffentlich wieder, und das allein ist schon der Mühe werth. Daß die herrliche Frau Ihnen so schönen Eindruck machte, finde ich bei Ihnen allerdings selbstverständlich, aber es hat mich doch sehr gefreut.«

Von Baden begleitete ich Brahms nach Karlsruhe, wo wir bei Herrn Oberschulrath Wendt und mit anderen Freunden noch zwei schöne Tage zubrachten und unter Anderem nicht versäumten, den von Brahms so besonders hochgeschätzten Feuerbachbildern zu Liebe, die dortige Gemäldesammlung zu besuchen.

Das Jahr 1890 brachte uns im April eine zweite gemeinsame Reise in Italien, über deren genußvoll-behaglichen Verlauf die Leser dieses Buches an anderer Stelle nähere Angaben finden. Im Herbst nach Baden-Baden zu kommen, war mir indessen in Folge häuslicher Abhaltung nicht möglich. Dafür war der briefliche Verkehr zwischen Wien und Bern ein desto regerer. Nicht bloß mich nahe angehende häusliche Ereignisse, auch Vorkommnisse unserer schweizerischen Politik wurden von Brahms beachtet und je nach Umständen mit

einer humoristischen Wendung bedacht. Im Kanton Tessin war durch einen sogenanten »Putsch« (d. h. eine kleine Revolution) die radicale Partei ans Ruder gelangt. »Ihre Tessiner Geschichten,« schrieb Brahms (27. September 1890), »interessiren mich als Schwager natürlich und ich bin recht neugierig, ob die Pfaffen jetzt gleich oder erst später obenauf kommen.« Das »Schwager« bezog sich darauf, daß die ältere meiner Töchter kurz vorher einen Tessiner geheirathet hatte, und Brahms sich, wie wir wissen, scherzweise den Bräutigam meiner Jüngsten zu nennen pflegte. Hinsichtlich der die Welt Seitens der Ultramontanen bedrohenden Gefahren hatte Brahms immer pessimistische Vorstellungen oder wenigstens die Gewohnheit, wenn man ihm von einem Siege der freisinnigen Partei erzählte, sich zu stellen, als glaube er nicht recht daran, damit nur ja auf freisinniger Seite keine zu große Vertrauensseligkeit einem Feinde gegenüber aufkomme, von dem auch er mit Luther's Reformationsliede der Ueberzeugung war, daß »groß' Macht und viel List sein grausam Rüstung ist«.

Mit Nachrichten über seine eigenen Arbeiten pflegte Brahms, wie allgemein bekannt, höchst zurückhaltend zu sein. Doch entsprang dies vielleicht

weniger einem geheimnißkrämerischen Zuge seiner Natur als wohl noch mehr der Ueberlegung, wer nicht durch und durch Musiker sei, mit dem könne er sich so wie so auf einen fruchtbaren Meinungsaustausch über diesen Gegenstand nicht einlassen. Dagegen schrieb er mir zuweilen über seine Texte, weil er da eher auf ein Verständniß rechnen konnte. Die »Fest- und Gedenksprüche für achtstimmigen Chor« waren erschienen. Auf sie bezog er sich, als er mir im März 1890 schrieb: »Haben Sie die theologische, die jesuitische Spitzfindigkeit in Nummer 2 der Sprüche bemerkt? Ich wollte schon vorher Sie immer einmal fragen, ob so etwas eigentlich erlaubt ist (Evangelium Lucas 11, Vers 17 und 21). Sehen Sie doch einmal des Spaßes wegen nach.« Der Spaß bestand darin, daß die beiden Verse: »Ein jegliches Reich, so es mit ihm selbst uneins wird, das wird wüste« und »Wenn ein starker Gewappneter seinen Palast bewahret, so bleibt das Seine im Frieden« im Lucasevangelium, wie der Zusammenhang ergibt, auf das Reich der Finsterniß angewendet sind, und unter dem starken Gewappneten geradezu der Satan gemeint ist, während Brahms in den »Fest- und Gedenksprüchen« beiden Versen, so wie er sie in die Ideenverbindung

des ganzen Textes einfügte, eine deutliche und sehr herzliche Beziehung auf Deutschlands Wohlfahrt und kriegerische Macht gegeben hatte. Denn von den Anfangsworten an: »Unsere Väter hofften auf Dich« bis zu den mahnenden Schlußworten: »Hüte Dich nur und bewahre Deine Seele wohl, auf daß Du nicht vergessest der Geschichte, die Deine Augen gesehen haben, und daß sie nicht aus Deinem Herzen komme all Dein Leben lang und sollt' Deinen Kindern und Kindeskindern kund thun« — ist diese ganze freie Zusammenstellung von Bibelworten zu jener Chorcomposition nur ein neuer Beweis der sorgenvollen »getreuen Eckart«-Stimmung, von der bereits früher die Rede war. Und wenn Brahms besonders feierliche Klänge für »die Geschichte« hatte, »die Deine Augen gesehen haben, und die nie mehr aus dem Herzen kommen solle«, so ging er in dieser Beziehung selbst mit dem Beispiel voran. Immer wieder las er Alles, was sich auf die Geschichte des letzten großen deutschen Krieges bezog. Noch im Jahre 1895, als er sich »für seine zwei Knaben«, d. h. für die jungen Söhne seiner Wiener Hauswirthin, ein paar Weihnachtsbücher meines Redactionstisches erbeten hatte, und ich ihm unter Anderem eine Bearbeitung der Geschichte des deutsch-

französischen Krieges für die reifere Jugend schickte, schrieb er mir: ». . . In dem Buche von anno 70 habe ich gleich mit Eifer gelesen, als ob ich von einem Moltke und allen jenen Ereignissen noch gar nichts gewußt hätte!« So ganz aus einem Stück war Brahms; wenn er patriotische Gedanken in Töne setzte, so bestimmten ihn nicht zufällige festliche Gelegenheiten, sondern Gefühle, die immerwährend in ihm lebten und zum Kern seiner Mannesnatur gehörten.

Im folgenden Jahre (1891) wurden jene »Fest- und Gedenksprüche« zur Eröffnungsfeier des Jubiläums der Gründung der Stadt Bern im Berner Münster gesungen. Brahms war zu dem Feste eingeladen und gebeten worden, das Chorwerk selbst zu dirigiren, lehnte jedoch in einem auf ein Depeschenformular geschriebenen, humoristischen Briefchen aus Ischl ab:

»Ich habe versprochen, telegraphisch zu seufzen, wenn ich nicht komme. Hier also! Weh! Ach! Oh! zu beliebiger Auswahl. Der Grund? Erschreckt hat mich zwar im ‚Festführer' die harte Bestimmung, daß man zerbrochene Wagenfenster bezahlen muß, aber sie hätte mich nicht abgehalten, wenn ich nur gleich in den Wagen, statt für zwanzig Stunden in die Eisenbahn, hätte steigen können. Im Ernst aber ist mir mein Ausbleiben sehr leid, denn für meinen Geschmack ist nicht wohl ein geeigneteres Fest zu denken.

Hoffentlich finden Sie einen jungen, hübschen, blondgelockten Componisten, der mehr auf derlei Scherze hört als Ihr herzlichst grüßender J. B.«

Aus dem Jahre 1890 muß ich noch einer Copistenleistung, zu der sich Brahms herbeiließ, Erwähnung thun, weil sie einerseits beweist, wie groß seine Verehrung für Gottfried Keller war, andererseits aber auch einen besonders liebenswürdigen Zug seines eigenen Charakters enthüllt, den Trieb nämlich, Freunde an dem theilnehmen zu lassen, was ihn selbst geistig beschäftigte und freute. Am 8. December erhielt ich acht Seiten excerpirter Stellen aus in Wien befindlichen Briefen Gottfried Keller's, die Brahms unter tapferer Ueberwindung seiner bekannten Abneigung gegen langandauernde Beschäftigung mit Feder und Tinte selbst aus den ihm vorliegenden Briefsammlungen abgeschrieben hatte. Obwohl ihm damals bereits bekannt war, daß diese Briefe später dem Buche Baechtold's über G. Keller würden einverleibt werden — wie dies bekanntlich auch geschehen ist —, sollte ich schon jetzt die ihm liebsten Stellen daraus kennen lernen. Auf dem beiliegenden Billet hieß es:

». . . Abgeschrieben habe ich nur Ihretwegen. Aus drei Briefsammlungen, wie Sie sehen; sie gehören Professor Exner und sind an ihn, seine Fräulein, später Frau Schwester

und E. Kuh gerichtet. Von allerliebstem Reiz der angemessen unterschiedliche Ton: die behaglichsten dummen Witze an das hübsche Fräulein und eine halbe Literaturgeschichte an den Literaten« u. s. w.

Wie würde es Keller gerührt haben, wenn er, der im Sommer desselben Jahres 1890 gestorben war, noch hätte erfahren können, daß der von ihm selbst als gleichwerthiger Künstler begriffene Wiener Meister sich mit jenen alten Briefen solche Mühe gegeben habe!

Ich muß hier einschalten, daß Brahms und Keller sich auch persönlich kannten. Im Herbst 1882 war ich selbst Zeuge, wie sie am Wirthshaustisch zum ersten Mal sich trafen und sofort ins schönste Einverständniß kamen. Hatten sie doch, abgesehen davon, daß Jeder auf seinem Kunstgebiet die ruhige Sicherheit des Meisters besaß, auch in ihrem Junggesellenthum und den hieraus fürs Leben sich ergebenden äußern Umständen, z. B. in der Nothwendigkeit, einen Theil ihrer Zeit im Wirthshause zuzubringen, manche Berührungspunkte. Dazu kam das Schlichte, absolut Phrasenlose im Wesen dieser beiden Kernnaturen, auch ihre im Kampf mit der ihren Leistungen anfangs stumpf gegenüberstehenden Welt gestählte Wehrhaftigkeit und die freudige Ruhe des Gemüths im endlich errungenen

Siege. Die Hauptsache aber, wenn zwei so wahrhaft Große zusammenkommen, ist das stille Grüßen von Genius zu Genius. Es war daher wahrhaft schön, zu sehen, wie diese beiden Männer von Anfang ihrer ersten Begegnung an Einer im Andern gleichsam ruhten, und beide doch auch zu lebhaftem Gespräch angeregt waren, während Keller sonst einer neuen Bekanntschaft gegenüber sich in der Regel wortkarg und brummig verhielt.

In den nächsten Jahren (1891 und 1893) sah ich Brahms in einer ganz anderen Umgebung als bisher, im herzoglichen Schlosse zu Meiningen. Die für mich persönlich wichtigen Anlässe, die mich dorthin führten, bleiben hier unerörtert; nur erwähne ich, daß ich die erste Einladung seiner oft bewährten Freundestreue zu danken hatte. Er selbst war schon seit manchem Jahr der liebste Gast des musikfreundlichen herzoglichen Paares, kam oft zu Aufführungen dieser oder jener seiner neuen Compositionen hin, freute sich der vortrefflichen, unter Steinbach's Leitung stehenden Hofcapelle, speciell des ausgezeichneten Clarinettisten Mühlfeld, fühlte sich aber vor Allem durch den an diesem Musenhofe herr-

schenden Ton edelster geistiger Freisinnigkeit und durch die ebenso warm als zart sich äußernde Freundschaft beglückt, die ihm von Herzog Georg und dessen Gemahlin, Helene Freifrau von Heldburg, entgegengebracht wurde. Obwohl Brahms mit seinem eminenten Lebensverstand und Tact sich in jede Lage zu finden vermocht hätte, so würde er doch nicht den Willen dazu gehabt haben, an einem ceremoniellen Hofe sich dem Zwang der Etiquette zu fügen, da nicht nur sein angeborner Unabhängigkeitstrieb, sondern auch sein mit den Jahren immer mehr sich entwickelndes Bedürfniß nach einer gewissen bequemen Behaglichkeit sich dagegen würden aufgelehnt haben. Er sagte mir einmal, daß er die vielen dringenden Einladungen nach England hauptsächlich deshalb unberücksichtigt gelassen, »weil man dort ja aus dem Frack und der weißen Halsbinde gar nicht herauskomme«. In Meiningen gingen in diesen Beziehungen die Anforderungen, wenigstens einem Manne wie Brahms gegenüber, nicht zu sehr über das Maß hinaus, das überhaupt den guten Ton der Geselligkeit hochgebildeter Kreise Deutschlands bestimmt. Andererseits freute ihn doch auch, gerade im Gegensatz zu seinen sonst so einfachen Lebensgewohnheiten und als vergnügliche Ausnahme,

der vornehme Glanz, der ihn umgab, die prunkvolle Wohnung im Schloß, die Pracht der Tafel, das Schöne und Ziervolle an kunstvollem Hausrath, an Gobelins, Gemälden u. s. w., das einem Künstlerauge wohlthun muß. Es war doch hübsch, z. B. bei Tisch die silberne Klingel in täglichem Gebrauch zu sehen, die einst der Cardinal von Guise Maria Stuart von Schottland geschenkt hatte. Kostete es ihm sonst keine kleine Ueberwindung, sich in feierliche Toilette zu stecken, so machte es ihm hier dagegen Spaß, zur Galatafel im Glanz seiner vielen, zum Theil sehr hohen Orden zu erscheinen, was mir übrigens an ihm durchaus nicht wie eine Verleugnung seiner volksthümlichen Grundsätze, sondern insofern wie eine Bestätigung derselben erschien, als solcher Ordensschmuck und die damit verbundenen Ehren für ihn hauptsächlich das stolze Bewußtsein bedeuteten, der geistige Adel des angeborenen Genius sei ebenso sehr von Gottes Gnaden wie irgendwelche hohe Geburt und nehme mit Recht die Auszeichnungen in Anspruch, die in früheren Zeiten — man denke an Mozart und auch noch an Schubert! — dem als Plebejer geborenen Sohne des Volkes allerdings vorenthalten blieben. Es ist nicht vage Vermuthung von mir, daß solche Gefühle in Brahms

lebendig waren; ich könnte es mit manchem Ausspruch seines Mundes belegen. So sagte er einmal, von den großen Ehrenbezeugungen sprechend, welche Wagner wie einem Fürsten zu Theil geworden waren, der ganze Stand der Musiker sei durch ihn gehoben worden, »und wenn er vor uns allen reichlich eingeheimst hat, so ist es doch auch Allen indirect zu gut gekommen.«

So freute sich Brahms des Glanzes und der Ehre, die ihn in Meiningen umgaben, ohne ihnen indessen, bei der Innerlichkeit seiner Natur, mehr als eine flüchtige Regung zu schenken, während sein Gemüth von wahreren Werthen des Lebens, die ihm zugleich geboten wurden, von der herzlichen Freundschaft des Landesfürsten und seiner Gemahlin und von dem schönen Musikleben, das oft schon mit Morgenconcerten begann und Abends noch spät in den Privatgemächern des Herzogs sich fortsetzte, ganz ausgefüllt war. Eine wahrhaft olympische Heiterkeit strahlte dabei von seiner Stirn und blitzte aus den froh blickenden Augen. Auch war er zu hundert Neckereien und Späßen aufgelegt, von denen er einige auch auf meine Kosten und zwar sehr lustig in Scene setzte, indem er sich z. B. bei solchem Anlaß einmal sogar hinter einen Camin-

schirm kauerte, um im rechten Moment wie ein tückischer Kobold mit dämonischem Lachen hervorzubrechen. Das war noch das Geringste, daß er mir jeden Morgen den Puls fühlen wollte, um festzustellen, »ob das dickflüssige, schwarzgallichte Blut des rauhen Republikaners Verrina sich schon einigermaßen in das dünne, tänzelnde des Hofmarschalls v. Kalb verwandelt habe.« Kurz, seine Aufgeräumtheit und seelische Heiterkeit kannte in Meiningen keine Grenzen, und da die hohen Herrschaften daselbst dies wohl bemerkten und ihrerseits glücklich waren, einem solchen Meister frohe Stunden zu bereiten, war über diese Meininger Tage ein Sonnenschein ausgegossen wie aus dem goldenen Zeitalter, von dem die Prinzessin im »Tasso« zwar sagt, daß es nie gewesen, ein holder Trug der Dichter sei, aber auch zugibt, daß die Guten es zurückbringen können, »wo sich verwandte Seelen treffen an und theilen den Genuß der schönen Welt«. Wie sich die Freundschaft und Sorgfalt des Herzogs und seiner Gemahlin Brahms gegenüber bis ans Ende bewährte, kann und soll hier nicht weiter ausgeführt werden; nur einen charakteristischen Zug, über den Brahms selbst noch in den letzten Monaten seines Lebens mit dankbarer Rührung sich aussprach, er-

laube ich mir zu erwähnen. Die Gemahlin des Herzogs schickte Brahms Hausschuhe, die sie für ihn gearbeitet hatte. Um nun nur gewiß zu verhindern, daß er in seinem schon leidenden Zustande sich nicht etwa mit einem Dankbriefe bemühe, legte sie der Sendung eine von ihr bereits an sich selbst adressirte Postkarte bei, auf der er nur mit ein paar Worten den Empfang bestätigen konnte.

April und Mai 1893 brachten die Reise nach Sicilien, die für Brahms seine letzte Reise nach Italien sein sollte und eine längst empfundene Sehnsucht erfüllte, indem er mir schon Jahre lang vorher immer wieder Sicilien als Reiseziel vorgeschlagen hatte. Im folgenden Jahre mußten mich seine Briefe dafür entschädigen, daß wir uns nicht sahen; sie waren zum Theil schwermüthigen Inhalts, da die Krankheit und der Tod seines Freundes Billroth die Stimmung beeinflußten. Doch war es seinem Geiste eigenthümlich, nicht lange beim Traurigen zu verweilen und selbst aus leidvollen Anläßen Stoff zu Lebenszuversicht zu gewinnen. So schilderte er mir in zwei Briefen mit Wohlgefallen das Verhalten der Wiener Bevölkerung bei Billroth's Leichenbegängniß.

»... Ich wünschte, Sie könnten, wie ich, sehen, was es heißt, hier geliebt zu sein. Das kennen und können wir bei uns, Sie bei sich nicht. So offen tragen wir unser Herz nicht, so schön und warm zeigt sich die Liebe nicht wie hier, vor Allem beim besten Theil des Volkes (ich meine eben: beim Volk, bei der Gallerie!)«[1])

Und im nächsten Briefe heißt es:

»Nochmals möchte ich von den lieben Wienern anfangen, für die sonst eine schöne Leich' auch eine Hauptheţ ist. In der ganzen unzählbaren Menschenmenge hätten Sie kein neugieriges, kein gleichgültiges Gesicht gesehen, auf Jedem nur die innigste Theilnahme und Liebe. Mir hat das beim Schlendern durch die Gassen und auf den Friedhof ganz ungemein wohlgethan.«

Seelische Erhebung gewährten ihm die um diese Zeit erscheinenden Klinger'schen Radirungen: »Brahms-Phantasien«.

»Es sind ganz herrliche Blätter,« schrieb er mir, »und wie gemacht, alles mögliche Erbärmliche zu vergessen und sich in lichte Höhen tragen zu lassen. Sie glauben nicht, mit welcher Lust man immer weiter und tiefer hinein sieht und denkt.«

Und in einem anderen Briefe aus derselben Zeit läßt er die ihm besonders hoch stehenden Meister unter den Zeitgenossen Revue passiren. Allgeyer's Buch über den Maler Anselm Feuerbach

---

[1]) Ueber Brahms im Verkehr mit dem österreichischen Volke vergleiche man auch das im Anhang mitgetheilte Gedicht: »Die Mehlspeis'«, das auf einer Anekdote beruht, die Brahms öfter erzählte. Der Verf.

war gerade erschienen, dann das Böcklin-Werk und die Klinger'schen Phantasien.

»Diese drei füllen Herz und Haus,« schrieb er, »und es ist doch keine schlimme Zeit, in der man sich solcher Drei freuen kann, dazu von Ihrer Gilde etwa Freytag, Keller und Heyse — und, da mir Menzel gerade einfällt, merke ich, wie üppig wir leben und wie flüchtig rechnen.«

Freunde und Kenner der modernen deutschen Literaturbewegung werden sich bei dieser Aufzählung allerdings nicht verhehlen können, daß Brahms manchen neuen bedeutenden Erscheinungen gegenüber sich stark conservativ verhielt. Doch ist beizufügen, daß ihn dieser conservative Zug seiner Natur nicht hinderte, alles Neue wenigstens kennen zu lernen. Er las die Modernen mit dem Wunsche, Großes und Gutes in ihnen zu entdecken, und versäumte bis in die letzte Zeit keine wichtige Theaterpremière, beschuldigte sich sogar in dieser Beziehung einer zu weit gehenden Neugier. »Wie Sie wissen, habe ich die leidige Gewohnheit, alles Mögliche lesen und sehen zu wollen,« beginnt ein Brief, in dem er mir über Burgtheateraufführungen im Winter 1894 einige Eindrücke schreibt. Wenn es ihm nun bei allem Interesse nicht gelungen ist, gewissen bedeutenden literarischen Erscheinungen der Gegenwart völlig gerecht zu werden, so möge man billiger

Weise in Erwägung ziehen, wie es oft auch einem großen dichterischen Genius versagt bleibt, auf dem musikalischen Gebiete die wahre Größe eines Zeitgenossen deutlich zu erkennen. Man erinnere sich an das Mißtrauen, mit dem Goethe, von Zelter beeinflußt, Anfangs einem Beethoven gegenüber trat, und wie er Schubert, der ihm den »Erlkönig« zugesandt hatte, so gänzlich verkannte, daß er ihn nicht einmal einer Antwort würdigte. In dieser Beziehung sind oft dem Größten und Besten Grenzen gesteckt, die tief in die Natur des Betreffenden hinab reichen, mit seinen ureigensten Neigungen und Abneigungen zusammenhängen. Harmonische Schönheit bei reinsten Formen, Abgeklärtheit der Gefühle, Verklärung alles Gemeinen in hohe Ruhe und Seligkeit war in seinem eigenen Schaffen das Kunstziel, das sich Brahms gesetzt hatte. Die moderne Dichtung gab ihm hiervon zu wenig, schien ihm zu gährend, zu verworren, zu nervös. Auch die Wahl ihrer meisten Stoffe freute ihn nicht sonderlich. Und so blieb es ihm versagt, sich mit ihr herzlich zu befreunden. Dafür hütete er sich aber auch, schroffe Urtheile über sie auszusprechen. Und wenn er sich je einmal zu einem Wort der Kritik auf diesem Gebiete hinreißen ließ, pflegte er

immer bescheiden hinzuzusetzen: »Aber das ist nur so meine Empfindung; Sie wissen, daß ich hiervon nichts verstehe.«

Zwischen die ernsteren Briefe hinein schob sich übrigens auch damals manches fröhliche Zettelchen. Einmal schickte er mir folgenden Ausschnitt aus dem Inseratentheil einer Wiener Zeitung, der ihn offenbar sehr belustigte.

»Duospiel. Sympathische, hübsche Dame, welche gut Clavier spielt, wird zum Duospielen mit Violine gesucht. Unter ‚Brahms‘ an das Auskunftsbureau d. B. 4332 — 1.«

Ein andermal drängte es ihn, mir einen neu cursirenden Tageswitz mit persönlicher Wendung mitzutheilen:

»... Damit ich lustig schließe, erzähle ich eine wahre Geschichte aus Ihrer Lehrerzeit! Sie fragen das kleine Mädchen: Nun, liebes Kind, wer war denn Moses' Mutter?

Schülerin: Das war die Prinzeß, die Tochter des Königs Pharao.

Sie: Aber Kind, die fand ihn ja im Schilf!

Schülerin: — — Sagt sie! —«

Als ich im Frühling 1895 ihm leider schreiben mußte, mein körperliches Befinden gestatte mir diesmal nicht, ihn auf einer Reise in Italien zu begleiten, antwortete er mir nicht ohne beißenden Spott: »Sie werden doch gar zu oft an die Zerbrechlichkeit unserer Maschine erinnert, und man kann

es Ihnen nicht verdenken, daß Sie von der Auferstehung alles Fleisches nicht viel halten.«

Er selbst war damals noch im Vollgefühl seiner Kraft, und so sah ich ihn im Herbst desselben Jahres in Zürich bei den Festlichkeiten der Einweihung der neuen Tonhalle. Daß es unser letztes Beisammensein war, ahnte Keiner. Wir wohnten beide bei Musikdirector Dr. Hegar. Wie ein Böcklinscher Triton schwamm Brahms auf den Wogen der Festfreude. Sein herrliches »Triumphlied« dirigirte er selbst; auch von seinen Kammermusikwerken und Liedern wurde Verschiedenes aufgeführt. Joachim, Haußmann und andere Freunde und Künstler waren anwesend und wirkten mit. Die ganze Stadt befand sich in freudiger Aufregung, denn Zürich ist — durch Hegar's Verdienst — längst der musikalische Vorort der Schweiz geworden. Brahms als Gast und Mittelpunkt dieses Festes feiern zu dürfen, war daher für alle gebildeten Kreise eine beglückende Empfindung. Er fühlte dies, konnte es unter Anderem auch daran erkennen, daß von der gemalten Decke der Tonhalle, wo Beethoven und die anderen größten Meister der Musik prangen, auch sein eigenes Bild auf ihn niederblickte, als er unter brausendem Jubel der

Zuhörer das Podium bestieg, um sein großartiges Tonwerk zu dirigiren. Die freudige Genugthuung, die ihm die gelungene Aufführung bereitete, war so groß, daß er auf dem Heimweg aus dem Concert selbst von dieser seiner Schöpfung zu sprechen begann, was bei ihm wunderselten vorkam. Er machte mich auf Einzelnes darin aufmerksam und fragte mich unter Anderem, ob ich es auch recht heraus gehört hätte, wie im zweiten Chor bei der anklingenden Melodie: »Nun danket alle Gott!« gleichsam mit allen Glocken Sieg geläutet werde, und ein festliches Tedeum über die Lande sich schwinge? — Den Abend brachte Brahms im Hause eines reichen Züricher Kunstfreundes zu, der auch Joachim, Hegar u. s. w., ja das ganze musikalische Zürich zu sich eingeladen hatte. Im schönen Treppenhause des ersten Stockwerkes war eine von der Tochter des Gastgebers und ihren Freundinnen bediente kleine Schankwirthschaft improvisirt worden, in der es den gerade im besten Stadium befindlichen, in der ganzen Ostschweiz so beliebten »Sauser« (gährenden Traubenmost) gab. Hier schlug Brahms sein Hauptquartier auf, saß scherzend und lachend im Kreis der jungen Mädchen und war nur schwer

und erst in der Mitternachtsstunde zum Aufbruch zu bewegen.

Als ich andern Tages nach Bern zurückfuhr und mich mit Frau und Tochter von ihm verabschiedete, hielt er eine alte Ausgabe von Hölty's Gedichten in Händen. Indem er sie weglegte, fiel mein Blick auf die aufgeschlagene Stelle: es war das Gedicht »Auftrag«, das mit den Worten beginnt:

> Ihr Freunde, hänget, wenn ich gestorben bin,
> Die kleine Harfe hinter dem Altar auf —

Aber einen beziehungsvollen Eindruck empfing ich damals von diesen Versen nicht, wie es der Fall gewesen wäre, wenn nur irgend ein Zeichen von Hinfälligkeit in der Haltung des Freundes mich hätte ahnen lassen, daß dies unser letzter Abschied sein sollte. Und doch war in der Herzlichkeit, mit der wir einander Lebewohl sagten, etwas von weicher Trauer oder Wehmuth, für die doch kein Anlaß vorhanden zu sein schien.

Denn noch lauteten auch im folgenden Winter seine Briefe froh und zuversichtlich wie immer: Im März 1896 ließ sich die zu einer Reise in Italien lockende Stimme besonders lustig vernehmen: »Denken Sie nicht für den Frühling an Italien?

Ihrer Ohren wegen?[1]) Unserer Beine, unserer Augen wegen? Stillsitzen (in Lucca, Amalfi, Bajä), Marschiren, Fahren, Alles ist mir einerlei. Aber denken Sie daran, so sagen Sie doch ein Wort« u. s. w. Es schien mir damals unmöglich, zu entsprechen, da ich nach einem anstrengenden Winter voll Arbeit wohl das Bedürfniß einer Erholungsreise empfand, aber auch einsah, daß ich allein sein müsse, um die mir so nothwendige volle Ruhe zu erlangen. Hätte ich freilich ahnen können, wie Alles kommen sollte, so würde keine Rücksicht auf mein Befinden mich abgehalten haben, jener Aufforderung zu entsprechen.

Am 20. Mai starb Frau Clara Schumann. Daß Brahms, der zu ihrer Bestattung fuhr, die Ursache seiner Krankheit in gewissen, damals durch Zugverspätung veranlaßten Reisebeschwerden suchte — in der Gemüthserschütterung, scheute er sich zu sagen —, ist bekannt, doch ebenso auch, daß das organische Leiden schon seit längerer Zeit in ihm vorbereitet war. Im Juni sandte er mir sein letztes Werk, die vier ernsten Gesänge über biblische Texte, von denen drei sich mit der Allgemeinheit

[1]) Anspielung auf ein Gehörleiden, an dem ich laborirte.

und Bitterkeit des Todes beschäftigen und versöhnenden Gedanken nur insofern Raum geben, als der Tod doch auch als das erlösende Ende jeder Trübsal, als der Befreier der Armen erscheint. Spätere Mythenbildung, etwa im Stil bekannter »musikalischer Märchen«, wird allen Thatsachen zum Trotz bei den Behauptungen stehen bleiben, der Tod Frau Schumann's einerseits, andrerseits eigene Todesahnung habe dazu geführt, daß der Meister für seine letzte Composition solche Texte wählte. Zunächst Frau Schumann betreffend hat Max Kalbeck (in Nr. 171 des »Neuen Wiener Tageblattes«) das Irrthümliche dieser Auffassung nachgewiesen, indem er in seinem schönen Artikel: »Musikalische Frühlingstage« mittheilte, schon am 7. Mai habe ihm Brahms das fertige Manuscript der vier Gesänge mit den Worten gezeigt: »Das habe ich mir zum Geburtstag geschenkt.« Scheinen nun allerdings diese Worte etwas wie Todesahnung anzudeuten, so wäre auch diese Annahme irrig. Es ist namentlich seinen Wiener Freunden bekannt, daß er, als die Krankheit schon weit vorgeschritten war, nichts aus ihr machen wollte. Auch mir schrieb er in diesem Sinne, so im October 1896:

»Mein Unwohlsein braucht Sie nicht im geringsten zu beunruhigen. Es ist eine ganz commune Gelbsucht, die nur leider die Marotte hat, mich nicht verlassen zu wollen. Weiter aber hat's nichts zu bedeuten, wie nach gründlichsten Untersuchungen aller Art behauptet wird. Uebrigens habe ich nicht einen Tag Schmerzen oder so was gehabt — oder gar für eine Mahlzeit den Appetit verloren, dem ich namentlich jetzt ganz zu Gefallen leben darf. Gern aber denke ich, wie wohl Ihnen Abends zu Hause sein wird. Da wäre ich gern einmal plaudernd dabei.«

Ebenso war auch sein letzter Brief an mich, im December 1896, von jeder Ahnung eines schlimmen Ausganges der Krankheit frei, letztere überhaupt gar nicht erwähnt. Und doch wäre zur Aeußerung eines derartigen Gedankens wohl Anlaß gewesen, da das Schreiben die Zusendung einer gedruckten Dichtung beantwortete, in welcher, ähnlich wie in den ernsten Gesängen, auf das den Menschen wie den Thieren gemeinsame Loos des Ertragens vieler Schmerzen und des endlichen bitteren Todes hingewiesen war. Aber Brahms, der diese Dichtung (»Maikäferkomödie«) mit besonders lebhafter Freude aufnahm, ging auf die Molltöne, die er in ihr fand, weiter nicht ein und schloß seinen Brief nur mit Worten allgemeiner, herzlicher Zustimmung.

Das war sein letzter Gruß. Als er auf die kleinen literarischen Weihnachtsgeschenke für die

Knaben seiner Wirthin keinen Dank mehr sandte, wußte ich, daß es sehr schlecht mit ihm stehen müsse. Denn für gewöhnlich besaß er im höchsten Maße die Höflichkeit der Könige, die nicht nur darin besteht, nicht zu spät zu kommen, sondern auch selbst die kleinste ihnen erwiesene Aufmerksamkeit nicht unerwidert zu lassen Als ich dann durch die Wiener Freunde erfuhr, daß sein Zustand ein hoffnungsloser sei, dies jedoch vor ihm geheim gehalten werde, da er selbst am Leben sehr zu hängen scheine — den ihn behandelnden Arzt hatte er ausdrücklich gebeten, ihm »jedenfalls nichts Unangenehmes« zu sagen —, da wollte ich doch noch einmal wenigstens brieflich zu ihm sprechen, ihm irgend einen wohlthuenden Eindruck machen. Und so berichtete ich ihm von der höchst merkwürdigen Heilung eines mir befreundeten Herrn B. in Zürich, der, nach zweimaligen schweren Kehlkopfoperationen von den Aerzten als hoffnungslos aufgegeben, sich wider alles Erwarten so wunderbar erholte, daß er sogar — im italienischen Verein zu Zürich — zu Gunsten eines Entschädigungsgesetzes für unschuldig Verurtheilte eine längere Rede hatte halten können. Nach den Berichten, die ich jedoch um dieselbe Zeit von Wiener Freunden erhielt, bezweifle ich, daß

Brahms diesen Brief auch nur noch gelesen hat, und es wäre mir eine Erleichterung, dies annehmen zu dürfen, da ich bei aller Zuversichtlichkeit des Tones den rechten Glauben, daß es auch mit ihm noch besser kommen werde, zu hegen nicht mehr im Stande gewesen war. Sonnabend, den 3. April, traf dann, von Max Kalbeck aufgegeben, das Telegramm ein: »Brahms heute früh sanft entschlafen.« Damit war Alles zu Ende. »Ihr habt nun Leid,« sagte ich mir, und Betrübniß senkte sich auf mich herab wie Finsterniß, die alles Land bedeckt. Wohl wußte ich, daß das Leid um einen solchen Todten nicht mir, noch sonst einem Einzelnen gehören dürfe, da es vielmehr Alle angehe. Aber er war doch nicht nur der große Mann, er war auch mein Freund gewesen, ein treuer Freund, dem ich unendlich viel zu danken hatte. Und wenn er der Welt gestorben war, so blieb er ihr doch zugleich leben; denn solche sterben zur Unsterblichkeit. Mir aber war er durch den Tod nun wirklich entrissen. Und so konnte ich nichts Anderes thun, als trauernd dem entschwundenen Glück nachsinnen, dem unverdienten Glück, das so viele Jahre hindurch meinem Leben auch vor mir selbst eine erhöhte Bedeutung gegeben hatte.

Brahms in Italien.

Seit Brahms seine klaren Augen, an deren Wimpern in der Sterbestunde Thränen schimmerten, für immer geschlossen hat, suchen seine Freunde und Alle, die ihn verehrten und liebten, ihren besten Trost in der Erwägung, wie viel Schönes und Erquickendes das Leben dem herrlichen Manne geboten hat. Hierbei dringen wir nicht zu jenen höchsten Freuden vor, die er in den Weihestunden seines Schaffens fand; denn wie groß dieselben bei einem Meister sind, dem ein gewaltiges Kraftgefühl und das Bewußtsein vollen Gelingens seiner Arbeit innewohnt, vermögen wir Andern nur ehrfurchtsvoll zu ahnen. Wohl aber weilt unsere Vorstellung gern bei der Erinnerung an andere, dem eigenen Verständnisse näher gerückte Lebensfreuden, die dem theuern Verstorbenen Sonnenschein ins Herz gossen und wonniges Behagen schufen; und unter diesen stehen die oftmaligen Reisen, die Brahms nach Italien unternahm, obenan. — Denn dieses schöne Land hat Brahms leidenschaftlich geliebt, und ein Früh-

ling, der ihm keine Fahrt nach Italien brachte, schien ihm, namentlich im letzten Jahrzehnt seines Lebens, ein halb verlorener.

In seiner ihm still bewußten Congenialität mit den Meistern der italienischen Renaissance dürfte der Hauptmagnet dieser Liebe zu Italien zu suchen sein. Nicht daß Brahms, der auch Freunden gegenüber, wo er zur Seltenheit von sich selbst und seinen Werken sprach, eine rührende Bescheidenheit beobachtete, und dagegen vor den großen Heroen der Vergangenheit auf allen Kunstgebieten die tiefste Ehrfurcht an den Tag legte, sein eigenes Schaffen jemals mit dem jener Künstler verglichen hätte, deren Bauwerke, Sculpturen, Gemälde sein Entzücken waren! Wohl aber gelangte man selbst zu solchen Vergleichen, wenn man sah, mit welcher Andacht er sich in die Betrachtung dieser Werke vertiefte, oder wenn man hörte, wie er an den alten Meistern einen Zug pries, der bei ihm selbst in so hohem Grade entwickelt war: die Gewissenhaftigkeit des Ausarbeitens auch im Kleinen, jene Treue des Kunstfleißes, deren man z. B. auf dem Dache des Mailänder Doms noch im verlassensten Winkelchen des Marmorlabyrinths jener ungefähr dreitausend Statuen gewahr wird. Daß solche Künstler selbst da,

wo sie kaum annehmen konnten, gewöhnlicher Laienverstand werde es bemerken und ihnen danken, doch immer ihr Bestes thaten und damit bewiesen, wie heilig ihnen ihre Kunst war — das zu sehen und zu preisen war Brahms überall dabei, und diese Wahrnehmung rührte ihn besonders, wenn er sie an Werken entdeckte, die gewöhnlich unbeachtet bleiben seitens des Touristenschwarms, der sich alle Jahre von den Alpen her in den Städten Italiens verbreitet. So war es ihm z. B. ein hoher Genuß, in Santa Maria Maggiore zu Bergamo die herrlichen Intarsien zu bewundern, die dort nicht bloß an den Wänden der Chorbestuhlung, sondern sogar auf den Sitzen angebracht, für gewöhnlich aber mit Schutzbrettern bedeckt sind, welche letztere der Sakristan erst entfernte, als er sah, mit welcher Lust und welchem unersättlichen Interesse der weißbärtige Fremde, den er für einen »scultore« hielt, die oberhalb der Bestuhlung befindlichen Darstellungen studirte.

Es ist kein Zweifel, Brahms fand sich selbst, sein eigenstes künstlerisches Wesen, in der Kunst der italienischen Renaissance wieder, wenn er auch, wie gesagt, viel zu bescheiden war, dies jemals anzudeuten. Und diese Beziehung zu den Kunstschätzen

Italiens war eine durchaus naiv herzliche, nicht mit Elementen eines kunsthistorischen Forschungstriebes versetzte. Moderne klassische Bücher über Italien, wie die »Cultur der Renaissance« von Jakob Burckhardt oder die Schriften von Gregorovius las er zwar wiederholt und mit immer neuer Freude, aber lieber in der Erinnerung an eine eben vollendete Reise in Italien als zur Vorbereitung. Ebenso zog er bei Besichtigung von Kirchen und Museen die Reisehandbücher nicht oft zu Rathe, sondern verließ sich mehr auf seinen Blick, der ihn von selbst auf die Spur des wirklich Bedeutenden leitete. Rasch schritt er durch die Galerien; wo er den Schritt hemmte, da konnte man sicher sein, daß ein echtes Kunstwerk hing oder etwas besonders Originelles zu besichtigen war. Dann winkte er wohl den Begleiter herbei und machte ihn auf irgend eine intime Feinheit des Bildes aufmerksam; manchmal aber auch blieb er vor einem Gemälde lieber allein, weil die Offenbarung reiner, hoher Schönheit ihn leicht zu Thränen rührte; so z. B. in der Galerie zu Parma jene Verlobung der heiligen Katherina mit dem Jesuskinde von Parmeggianino, ein Bild, das durch die Holdseligkeit der vielen dicht an einander geschmiegten, unsagbar lieblichen Mäd-

chen- und Kindergesichter, alle in blondem Haar, eine wahre Symphonie der Anmuth ist, die selbst von Correggio's Meisterwerken derselben Galerie nicht überboten wird. Bis in die Stirn erglühte Brahms vor Ergriffenheit, als er vor diesem Gemälde stand, wie es denn überhaupt nicht tragisch erhabener Gegenstände bedurfte, um ihn zu rühren; die reine Schönheit, auch wenn sie aus sanften Gebilden der Kunst hervorleuchtete, brachte dies bei ihm unfehlbar zu Wege.

Daß Brahms in Italien der Musik nachgegangen wäre, wie in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts Mendelssohn oder Nicolai, kann man nicht sagen. Die altitalienische Kirchenmusik brauchte der in Wien lebende, über die Bibliothek der dortigen Gesellschaft der Musikfreunde und über seine eigene, auch an handschriftlichen Partituren reiche Notensammlung verfügende deutsche Meister nicht erst an Ort und Stelle aufzusuchen. Auch bekommt man, die wenigen bekannten Ausnahmen der österlichen Zeit in Rom abgerechnet, in den italienischen Domen selten alte schöne Messen zu hören, häufiger glatte und unbedeutende, wenn auch immer melodiöse Werke neuerer Kapellmeister. Und daß vollends das selbst Operettenweisen nicht verschmähende italienische

Orgelspiel eher dazu angethan ist, den Musikfreund, geschweige einen Componisten wie Brahms, aus der Kirche hinaus zu treiben, wissen alle Reisenden: trifft man doch sogar auf Orgelwerke, die durch einen Registerzug eine türkische Musik mit großer Trommel und Glockenspiel in Bewegung setzen, so z. B. im Dom zu Parma und anderwärts. Ebenso hatten die Opernaufführungen für Brahms wenig Lockendes, obschon er für den Meister Verdi große persönliche Achtung hegte, ihn als einen prächtigen Vollblutmusiker mit warmen Worten pries,[1]) und sich unter Anderm freute, daß Verdi in seinen Lebensgewohnheiten, z. B. im Frühaufstehen, in der Schlichtheit der Kleidung und in einem von aller

---

[1]) Im 86. »Neujahrsheft der Musikgesellschaft in Zürich auf das Jahr 1898« lesen wir in Bezug auf Brahms und Verdi folgende von Dr. Friedrich Hegar mitgetheilte Anekdote: »Als Bülow im Jahre 1874 (?) sich mit Geringschätzung über das Requiem von Verdi geäußert hatte, ging Brahms in die Musikalienhandlung von Hug (in Zürich), ließ sich den Klavierauszug geben und las ihn durch. Als er fertig war, sagte er: ‚Bülow hat sich unsterblich blamirt, so etwas kann nur ein Genie schreiben‘.«

Das erwähnte Neujahrsblatt, das sich durchaus mit Brahms und besonders mit seinen Beziehungen zu Zürich beschäftigt, ist von A. Steiner-Schweizer in Zürich verfaßt, der von Brahms als Musikreferent sehr geschätzt wurde

Der Verf.

Prätension sich fern haltenden natürlichen Gehaben ihm selbst ähnlich sei. Als ich im Frühling 1887 allein das kleine Bauernhaus in Roncole, wo Verdi 1813 geboren wurde, und dann das nahe dabei liegende Städtchen Busseto besucht hatte, wo Verdi eine Villa besitzt, konnte mir Brahms lange zuhören, wenn ich ihm erzählte, wie Verdi von seinem Landgute aus manchmal persönlich auf den Pferdemarkt nach Cremona hinüber kutschire, um dort als Kenner lebendige Waare einzukaufen, oder wenn ich das Ergebniß meiner beim Pfarrer Antonio Chiapperi zu Roncole eingezogenen Nachforschungen über die Legende berichtete, als hätten im Jahre 1814, wie Arthur Pougin in seiner Verdi-Biographie fälschlich mittheilt, russische Soldaten in der kleinen Ortschaft ein Blutbad angerichtet, vor dem sich die Mutter Verdi's mit dem einjährigen Bübchen auf den Campanile zu den Glocken habe flüchten müssen. Brahms hegte für Verdi schon deshalb eine so große Vorliebe, weil Verdi gleich ihm selbst ein echtes Kind des Volkes war. Aber bei all dieser persönlichen Sympathie für Verdi war Brahms in Italien zum Besuch selbst einer Verdi'schen Oper nicht zu bewegen; schon daß die Theatervorstellungen in den italienischen Städten so spät erst beginnen

und sich oft bis über Mitternacht hinausziehen, mochte ihn abschrecken, da er auch auf der Reise meistens vor fünf Uhr Morgens sein Lager verließ.

Dagegen war es neben den Werken der bildenden Künste wesentlich das Naturell der italienischen Bevölkerung, was ihm ferner Italien so lieb machte. Als Künstler hatte er seine Freude am natürlich sich gebenden, leidenschaftlichen Menschen, der vermöge einer seit Jahrtausenden in diesem Volke wirksamen verfeinernden Kultur auch bei heftigen Ausbrüchen des Temperaments nicht leicht abstoßend wird, im Gegentheil in solchen Augenblicken oft eine neue Schönheit gewinnt, die wir in unserm kaltblütigen Norden nur noch etwa auf der Bühne zu genießen bekommen. Brahms, der falsches Pathos zwar nicht leiden konnte, billigte aber auch nicht die norddeutsche und schweizerische Art, die sich gar so zugeknöpft gebe, so wenig von dem wahren Zustand des Gemüthes verrathe, oder wenn letzteres in Momenten des Ueberwallens geschehe, alsdann so leicht eine unschöne, rauhe Heftigkeit an den Tag lege. Von dieser wußte er sich selbst nicht frei, bekannte es offen, daß sein Wesen manchmal etwas auch für Freunde Verletzendes habe, war übrigens immer bereit, um Entschuldigung zu bitten,

wenn er nach dem Verfliegen seiner unmuthigen Wallung Ursache hatte zu befürchten, daß sein Benehmen gekränkt haben könnte. Je mehr er somit allgemein in unserm germanischen und persönlich in seinem eigenen Naturell in dieser Beziehung Mängel entdeckte, die ihn ernstlich beschäftigten, ja bekümmerten, desto mehr entzückte es ihn, sich Monate lang immer wieder inmitten eines Volkes zu bewegen, das keines sonderlichen Bildungsschliffes nach den Anstandsregeln der höheren Gesellschaftsklassen bedarf, um in den meisten Lebensäußerungen anmuthsvoll und schön zu bleiben, ja das in dieser Richtung seiner selbst so sicher ist, daß es sich in jedem Momente ohne Berechnung natürlich gehaben kann und gerade so es am wenigsten verfehlt, sich von der besten Seite zu zeigen. Er selbst gab sich im Verkehr mit den Italienern auch alle Mühe, an ausgesuchter Höflichkeit hinter ihnen nicht zurück zu bleiben. Auch in der Wagenabtheilung »pei fumatori« hätte er sich z. B. niemals seine Cigarette angezündet, ohne eine allfällig im Waggon befindliche Signora erst anzufragen, ob sie das Rauchen gestatte. Uebrigens wurzelte die Höflichkeit bei ihm in wirklichem herzlichen Wohlwollen; so war es bei nächtlicher Ankunft im Gasthof stets sein Brauch,

auch wenn er noch eine Stunde und länger in seinem Zimmer aufblieb, doch sofort die Schuhe vor die Thür zu stellen, »damit nicht irgend ein armer, hierauf noch wartender Dienstbote eben deshalb in seiner Schlafzeit verkürzt werde;« er selbst aber, da er Pantoffeln bei sich zu führen verschmähte, ging dann in Strümpfen umher, was auf dem in Italien meist teppichlosen Marmor- oder Backsteinboden eine gewisse körperliche Abhärtung und Unempfindlichkeit voraussetzt, über die nicht Jedermann verfügt.

Brahms war allen Lebenserscheinungen gegenüber für gewöhnlich ein unendlich scharfer Beobachter und Kritiker. Seine Vorliebe für italienisches Wesen aber ging so weit, daß sie ihn manchmal kritiklos machte. Die tiefen Schäden am italienischen Volkskörper, z. B. die Armuth und die traurigen Verhältnisse des Bauernstandes, wollte er nicht sehen; es hätte ihm zu weh gethan, sich diese Leute unglücklich zu denken. Aus einem ähnlichen Gefühl heraus redete er sich ein, die Thierquälerei habe in Italien so sehr abgenommen, daß sie kaum noch der Rede werth sei. Für einige Städte Ober- und Mittelitaliens trifft diese Meinung einigermaßen zu, speciell auch für die durch mildere Sitten ihrer feineren Bevölkerung sich auszeichnende Toskana; aber Brahms

wollte diese Behauptung selbst auf Unteritalien und Sicilien ausgedehnt wissen und konnte im Eifer der Vertheidigung italienischer Lebensgewohnheiten so weit gehen, selbst der Unsitte der Sicilianer, auf Spaziergängen immer die Flinte überzuhängen und ohne Wahl zu schießen, was ihnen vors Rohr kommt, hartnäckig das Wort reden. Ebenso glaubte er nicht ans Brigantenthum. Als wir eines Morgens (im Jahr 1893) den Monte Pellegrino bei Palermo bestiegen, konnte es ihn geradezu erbittern, daß am Fuß des Berges, wo ein Gendarmeriewachtposten stationirt ist, einer dieser Guardia civile sich uns anschloß, der von seinem Commando den Auftrag hatte, die Fremden zu begleiten, damit nicht ein ihnen allenfalls zustoßendes unliebsames Abenteuer die Gegend und die Stadt in Verruf bringe. Und als uns auf der Straße nach den am Meere gelegenen Tempeln von Girgenti einige Wagen voll junger Schulmädchen begegneten, die mit ihren Lehrerinnen einen Ausflug zu den berühmten Ruinen unternahmen, hinter den Carossen aber in voller Uniform und mit Säbel, Revolver und Carabiner ausgerüstet, drei berittene Gendarmen dahergesprengt kamen, da konnte sich Brahms nur widerwillig und erst, als er mit eigenen Ohren von einem der Reiter

es vernommen hatte, sie seien zum Schutz der Kinder von der Stadtbehörde hierher beordert, zu dem Zugeständnisse herbeilassen, daß es in Sicilien gelegentlich mit der öffentlichen Sicherheit doch nicht aufs Beste bestellt sein möchte. Diese kleinen Züge finden hier nur Erwähnung, weil sie zeigen, mit welcher fast ängstlichen Sorgfalt Brahms die ideale Illusion hütete, die ihm zum ungestörten Genuß Italiens Bedürfniß war. Er wollte hier glücklich, rein glücklich sein, und wie die Olympischen wandte er sein Antlitz von Allem weg, was die schöne Gegenwart hätte trüben können. Um so freudiger achtete er auf alle Zeichen neu erblühender Stärke des geeinigten Italiens, in dem er auch den Bundesgenossen des Deutschen Reiches achtete und liebte. Als wir im Mai 1893 durch die zum Empfang des deutschen Kaisers festlich geschmückten Straßen Roms fuhren, war Brahms zwar sehr einverstanden damit, uns vor dem zu erwartenden Festgewühle schleunig in stillere Gegenden Italiens zu flüchten; aber der Gedanke der italienisch-deutschen Völkerverbrüderung, der von den zahllosen Triumphpforten der Via nazionale mit den Bannerfarben beider Länder uns zu Häupten rauschte, fand seinen Widerschein in dem Lächeln stillen Be-

hagens und guter Zuversicht, von dem sein Gesicht strahlte. Und wo immer wir uns in den darauf folgenden Tagen befanden, verfolgte er mit größter Aufmerksamkeit die Festberichte der italienischen Zeitungen und fand in dem Kaiserbesuch etwas wie eine weltgeschichtliche harmonische Auflösung jener Dissonanzen des Mittelalters, der Römerzüge deutscher Herrscher, die so oft gegen den Willen der Städte Italiens deutsches Kriegsvolk über die Alpen führten.

Daß endlich auch die landschaftliche Natur Italiens, namentlich die edle Vegetation, die in Vereinigung mit der herrlichen Architektur überall so wundervolle Veduten schafft, es ihm angethan hatte, bedarf so wenig einer ausdrücklichen Versicherung, als daß er die holde Behaglichkeit zu schätzen wußte, mit der die guten Weine, die fein zubereiteten Speisen des echt italienischen Pranzo, der vortreffliche Kaffee, die breiten, wahrhaft fürstlichen Betten in hohen, luftigen Sälen dem Reisenden, der dergleichen zu finden weiß, das Leben in Italien so angenehm machen. Abgesehen davon, daß er, vom phäakischen Wien her hierin an Auserlesenes gewöhnt, einen guten Tisch liebte, gab er im Uebrigen sonst zwar wenig auf Luxus und

war gelegentlich mit dem bescheidensten Nachtquartier in der ärmlichsten Spelunke zufrieden; doch war ihm die südländische Lebenslust sympathisch, die sich in den phantasievoll bemalten Plafonds der Albergi oder dem Prunke der Tischgeräthe und dergl. aussprach. Wo die Natur mit Früchten, Weinen, edlen Oelen u. s. w. aus dem Vollen spendet, schien ihm auch an den genießenden Menschen eine gewisse prachtliebende Großartigkeit am rechten Orte. Bei alledem duldete die immer wache Regsamkeit seines unermüdlichen Geistes kein schwelgerisches Sichversenken in materielle Genüsse. Er nahm sich wohl mitunter vor — weil er die eigene große Lebhaftigkeit kannte — zum Augenblicke jenes: »Verweile doch, du bist so schön« zu sagen, und in manchen Zuschriften, in denen er mich Jahr um Jahr aufforderte, ihn auf einer neuen Reise zu begleiten, hob er ausdrücklich hervor, diesmal solle gebummelt, an einem schönen entzückenden Orte, wie z. B. Amalfi, längere Zeit ruhig verweilt werden. Aber es kam nicht leicht dazu. Sein an Arbeit, an treues Ausnützen der Zeit von Jugend auf gewohnter Geist verlangte immer neue Kraftbethätigung, und oft, wenn ich ein langsameres Reisetempo vorschlug, schalt er mich scherzhaft aus, ob ich mir

denn eigentlich einbilde, zum Vergnügen reisen zu wollen in einem Lande, wo es auf Schritt und Tritt so unendlich viel Neues zu sehen gebe.

Diese Liebe, welche Brahms dem italienischen Volke entgegenbrachte, wurde ihm von den feinfühligen Italienern, auch wenn sie keine Ahnung hatten, wer er sei, durch eine gleichsam instinctive Achtung vergolten, die sie dem silberbärtigen Deutschen mit dem edeln Antlitz entgegenbrachten. Mehr als einmal machten Mitreisende, wenn Brahms, wie ihm das leicht geschah, in einer Ecke des Waggons eingeschlummert war, unter sich flüsternd die Bemerkung, dieser Fremde müsse »un uomo di genio« sein. Als wir den Gasthof »Croce di Malta« zu Padua verließen, wo wir ein paar Tage logirt und mit der nicht mehr jungen, aber stattlichen Padrona des Hauses Abends beim Pranzo manchmal gemüthlich geplaudert hatten, gab diese beim Abschied ihrer schönen jungen Nichte einen Wink, worauf das Mädchen mit anmuthiger Bewegung auf Brahms zutrat, sich ein wenig auf die Fußspitzen hob, zierlich den Arm ihm um den Nacken schlang und dem höchlich Ueberraschten einen richtigen Kuß in optima forma auf die Lippen drückte. Wenn sie nachher auch mir die gleiche »gentilezza« erwies, so habe ich doch niemals gezweifelt, daß wir diese artigste

Entlassung aus einem Albergo nur dem Eindruck zu verdanken hatten, den die Persönlichkeit meines Reisegefährten auf Signora Caterina Bianchi gemacht hatte. Und wie war es in Palermo, als wir, unser vier Herren, die ehemalige arabische Moschee, jetzt San Giovanni degli Eremiti, mit einem Custode durchwanderten, der als einer der Tausend von Marsala unter Garibaldi gefochten hatte Mitten in seinem fließenden Vortrag hielt unser feiner und liebenswürdiger Führer einmal plötzlich inne und brach mit einem Blick auf Brahms in die unwillkürlichen Worte aus: »Ah! mi pare di parlare al mio venerabile generale Garibaldi!« wobei ihm die Augen enthusiastisch leuchteten. Er hatte mit dem Ahnungsvermögen des Südländers in dem deutschen Meister, der vor ihm stand, den ungewöhnlichen, den großen Mann geahnt und, da ihm Garibaldi gleich nach Christus kam, wie er später einmal bemerkte, für seine Empfindung der Ehrfurcht keinen bessern Ausdruck finden können, als die Erinnerung an seinen geliebten Feldherrn. Mit vergnügtem Lächeln und einem Aufstrahlen seiner tiefen, klarblauen Augen quittirte Brahms das Compliment, das ihn sichtlich freute.

Was ich bis jetzt hier mitgetheilt habe und noch durch einige weitere Erinnerungen ergänzen

möchte, bezieht sich selbstverständlicher Weise nur auf diejenigen Reisen, auf denen mir die Ehre zu Theil geworden war, Brahms zu begleiten. Beide waren wir schon früher, unabhängig von einander, in Italien gewesen, Brahms wohl noch öfter als ich[1]). Aber seit Brahms durch seinen dreimaligen Sommeraufenthalt in Thun bei Bern in immer engere, freundschaftliche Beziehungen zu mir getreten war und in den Alpen manche kleine Wanderung mit mir ausgeführt hatte, wünschte er meine Reisekameradschaft auch für Italien, da meine Art

---

1) Selbst Herr Professor Dr. Eduard Hanslick in Wien, den ich um Auskunft ersuchte, war nicht im Stande, mir anzugeben, wie oft und in welchen Jahren Brahms Italien besuchte. Doch verwies er mich auf Professor Billroth's Briefe, aus denen hervorgeht, daß Brahms einmal im Jahre 1878 mit Billroth in Rom, Neapel und Sicilien war, daß für die Jahre 1879 und 1882 ebenfalls solche Reisen zwischen Billroth und Brahms geplant und vermuthlich auch ausgeführt wurden, während Billroth in einem Briefe aus Palermo vom 10. April 1889 bedauert, daß diesmal Brahms die Reise nicht mitgemacht habe. Sicher ist ferner, daß Brahms im Frühling 1882 in Rom war, da er mich damals aufforderte, mit ihm auf dem Palatin, wo er im Jahre 1878 meinen Kindern auf ihrer Hochzeitsreise begegnet sei, zusammenzutreffen. »Das ist doch der schönste Platz zu einem Rendez-vous.« Endlich ist mir bekannt, daß Brahms im Jahre 1887 mit Theodor Kirchner und Herrn Verleger Simrock in Italien reiste. Wir sollten uns damals in Bologna treffen, was durch einen Zufall vereitelt wurde.

zu reisen, besonders das Vermeiden der großen Gasthöfe internationalen Gepräges, das Einkehren in echt italienischen Wirthshäusern, seinem eigenen Geschmack zusagte. So kam es, daß ich auf den letzten drei Reisen, die er nach Italien unternahm, sein Begleiter war[1]). Gewöhnlich schon bald nach Neujahr pflegte er mich brieflich anzufragen, ob ich italienische Reisepläne hege. »Falls Sie für diesen Frühling an einen noch so bescheidenen Spaziergang jenseits der Alpen denken sollten, so fragen Sie sich doch, ob nicht etwa mitgehen könnte Ihr herzlichst grüßender B.« Solcher fast rührend schüchterner Billete bewahre ich viele auf. Leider war mir eine zusagende Antwort nicht immer verstattet, da ich nach einem Winter voll anstrengender Berufsarbeit öfter das Bedürfniß nach einer ruhigeren Erholung fühlte, als sie auf einer Reise mit dem zwar um neun Jahre ältern, an körperlicher Rüstigkeit mir jedoch sehr überlegenen, unermüdlichen Freunde möglich gewesen wäre. Aber wenn ich nun meine Bereitwilligkeit hatte erklären können — welche Vergnügtheit sprach dann aus den von Wien mir

[1]) Ausführlich sind diese Reisen geschildert in dem Buche des Verfassers: »Sizilien und andere Gegenden Italiens«. (Verlag J. Huber, Frauenfeld 1897.)

zufliegenden Briefen und Postkarten! »Ich hoffe auf herrlich ruhige und unruhige Wochen! Commandiren Sie nur, wo und wann ich mich einfinden soll.« Oder: »Etwas sehr Wichtiges für eine italienische Reise müssen Sie mitbringen! Nun denken Sie, ich wünsche einen Burckhardt oder Gregorovius. Ach nein, ich bitte recht schön, daß Sie für mich zwei bis drei kleine blaue Päckchen französischen Tabak (Caporal) in die Reisetasche stecken und in die Rocktaschen, während Sie über die Grenze fahren!« Oder: »Falls Sie früher als ich nach Riva kommen, bestellen Sie mir wohl ein Zimmerchen, und ich finde Sie hoffentlich noch höchst vergnügt bei einem Glas Wein, wenn ich spätestens mit dem letzten Zug über Mori komme. Nur recht ruhig und behaglich, es ist ja allerorten schön in dem herrlichen Land. Padua wäre mir auch sehr recht, und Orvieto sollten Sie durchaus sehen, und nach Perugia möchte ich auch, und Sie sollten auch nach Palermo. Machen Sie ja, was Sie wollen, mir ist Alles recht. Alles mögliche Schöne und Gute uns Beiden wünschend« u. s. w.

Die erste unserer gemeinschaftlichen Reisen ging im Mai 1888 durch die Marken nach Umbrien, ins Römische und zurück durch Piemont. In Verona

war ich mit Brahms zusammengetroffen, unser nächstes Ziel Bologna, wo in diesem Jahre eine allgemeine internationale Ausstellung für Musik stattfand, zu welcher die Archive und Bibliotheken ganz Europa's interessante Originalhandschriften eingesandt hatten. Obschon Brahms sich für seine Person von einer derartigen Ausstellung nicht eben viel versprach, wollte er doch an der Feststadt nicht vorbeifahren und fühlte sich recht eigentlich in seinem wahren Element, als wir uns zwischen den Glasschränken hinschoben, in denen neben uralten bemalten Pergamenten des Messegesanges auch die Partituren von Mozart's »Zauberflöte«, Beethoven's »Fidelio«, Cimarosa's »Matrimonio Segreto« und unzählige andere handschriftliche Werke italienischer und deutscher Musiker bis auf die Gegenwart lagen. Auch alte schöne Instrumente, darunter Hörner, Posaunen, Klarinette von geradezu abenteuerlichen Formen, waren ausgestellt. Aber einem von der Ausstellungscommission zu Ehren der Königin von Italien veranstalteten Concert mit diesen, unsern Musikern von heute nicht mehr vertrauten seltsamen Tonwerkzeugen, zu denen auch die echte Viola d'amour gehörte, weissagte Brahms sofort nichts Gutes, und in der That fiel es sehr komisch

aus, indem die curiosen Instrumente, deren Handhabung ihren Spielern nicht bequem lag, dem durch die Tonfülle unserer heutigen Orchester verwöhnten Ohre dünn und piepsend und zirpend klangen, so daß die Hofdamen zu kichern begannen und die ganze Aufführung zur lächerlichen Komödie wurde. Brahms, dem alle affectirten Kunstbestrebungen ein Greuel waren, konnte über dergleichen unbarmherzig spotten, während ihn wirkliches Können, auch wenn es ihm unter den elendesten Bedingungen entgegentrat, zu enthusiastischer Bewunderung hinriß. So trafen wir z. B. Nachts in den Arcaden Bologna's auf einen Taubstummen, der dort bei einem Stümpfchen Stearinlicht am Boden kauerte. Er zeichnete das Bildniß Cavour's mit schwarzer Kreide lebensgroß auf die Fliesen. Blieb ein Vorübergehender stehen, so beleuchtete er sein Werk mit dem armseligen Lichtlein. Ein Teller stand daneben, in den man den Soldo werfen sollte, den man solcher Straßenkunst etwa zu spenden geneigt war. Da erlebte man aber eine neue Ueberraschung, indem erst das Klingen der Münze auf den harten Steinfliesen bewies, daß der Teller kein wirklicher, sondern ein bloß durch gute Schattirung dem Leben treu und natürlich nachgezeichneter war. Brahms

konnte nicht Worte genug finden, diesen feinen Einfall des armen Künstlers zu preisen, und auch seine Spende bewies, wie es ihn rührte, daß in diesem begabten Volke selbst der Straßenbettler seine Blöße mit einem Zipfel vom Saum des prächtigen Festgewandes der Kunst zu decken weiß.

Sein auf Reisen sonst bestens gehütetes Incognito hatte Brahms diesmal in Bologna nicht aufrecht erhalten können, da die Musikausstellung auch von deutschen Musikern und Musikschriftstellern besucht wurde, die ihn natürlich sofort erkannten. So erfuhr auch der Director des Bologneser Musik-Conservatoriums und erste Theatercapellmeister Maëstro Martucci, ein damals noch ganz junger Mann, der es aber doch bereits auf Opus 66 eigener Compositionen gebracht hatte, von der Anwesenheit des von ihm längst verehrten großen deutschen Meisters und sandte ihm in unser Hôtel zu den »Quatro Pellegrini« seine Karte mit der Bitte, Brahms persönlich seine Aufwartung machen zu dürfen. Diese Zusammenkunft, der ich beiwohnte, um nöthigen Falls den Dolmetscher zu machen — denn Brahms, der Italienisch wohl lesen konnte, war nicht im Stande, eine italienische Conversation zu führen —, ist mir unvergeßlich geblieben. Der

junge Maëstro that bei seinem Eintreten beinahe einen Fußfall vor dem deutschen Meister und küßte ihm die Hand, wie sehr sich auch Brahms dagegen wehrte. Hierauf begann er in lebhaften Worten zu schildern, wie er vor einiger Zeit in Neapel die zweite Symphonie von Brahms aufgeführt habe, und ging auf die Kammermusikwerke über, die er alle auswendig zu kennen schien, indem er die einzelnen Themata vorsang und dazwischen enthusiastisch von den Entdeckungen sprach, die er in Brahms'schen Partituren gemacht habe, von geheimnißvollen Feinheiten, die nicht Jeder bemerke, z. B. von der wunderbaren Art, wie Brahms die Mittelstimmen zu führen pflege. Sehr bald wurde bei dieser Unterhaltung meine sprachliche Vermittlung überflüssig, da auch Brahms, was er sagen wollte, durch Vorsingen gewisser Motive ergänzte, und die beiden Musiker sich so aufs Beste verständigten. Es war ein wunderbarer Auftritt, bei dem ich mir im Stillen sagte, so ungefähr würde es gewesen sein, wenn J. S. Bach seiner Zeit zu den Italienern gekommen wäre; auch an Albrecht Dürer mußte ich denken, als ich bald auf den großen, ernsten, deutschen Meister, bald auf den feurigen, geschmeidigen italienischen Musiker blickte, über

dessen verständnißvolles Eindringen in das Wesen deutscher Musik Brahms, nachdem Maëstro Martucci gegangen war, sich aufs Lobendste äußerte.

Andern Tages fuhren wir nach Rimini und besuchten auch die kleine Republik San Marino, von wo aus Brahms manche seiner Wiener Freunde mit lustigen San Marino-Postkarten beglückte. Welches Vergnügen machte es ihm, die alte Tyrannenresidenz der Malatesta-Fürsten und San Francesco, den stolzen Familientempel dieses Herrschergeschlechtes, mit der armseligen kleinen »Briefmarkenrepublik« zu vergleichen und damit den Republikanismus seines Begleiters zu necken! Ueberhaupt war seine Laune auf dieser Reise eine unverwüstliche. Als wir in Pesaro durchfuhren, bestand er darauf, daß wir, wenn wir schon nicht ausstiegen, dem Andenken Rossini's wenigstens dadurch gerecht würden, daß Jeder etwas aus dem »Barbier« singe, was denn auch geschah, da wir im Waggon zufällig die einzigen Fahrgäste waren.

Von Ancona aus machten wir einen Abstecher nach der berühmten Wallfahrtskirche Loreto, wo wir einen Auftritt erlebten, der Brahms aufs Tiefste ergriff. Aus einigen weltverloren in den Abruzzen liegenden Dörfern war eine Procession angelangt,

die, auf den Knieen rutschend und unter Absingen von Hymnen, welche das Gewölbe der ungeheuren Kirche mit leidenschaftlichen Vibrationen erfüllten, dem Heiligthume — der wundersamen casa santa Lauretana — nahte. Zwei bacchantische, mit Epheu bekränzte Mädchen von etwa siebzehn Jahren führten die Schar der Knieenden an, auch sie auf den Knieen sich fortbewegend, aber wohl ohne sich dessen mehr bewußt zu sein. Denn allem Irdischen entrückt, verzückt zu himmlischen Gesichten, so erschienen uns diese Mädchen. Ihre wilde Schönheit vermehrte die Theilnahme, die ihr enthusiastisches Gehaben hervorrief. Die von schwarzem, üppigem und aufgelöstem Haar umwallten Häupter hielten sie in den Nacken geworfen, die brennenden Augen starr nach dem Heiligthum gerichtet. Laut sangen auch sie mit vor Erregung bebenden Stimmen. Und alle Augenblicke schlugen sie sich mit geballten Fäusten und mit aller Gewalt vor die Brust, daß es dumpf hallte und die Töne des Processionsgesanges durch diese furchtbaren Schläge auseinander gerissen wurden. Der uns zunächst Knieenden rannen fortwährend Thränen aus den großen, ekstatisch weit geöffneten Augen, ohne daß sie eigentlich weinte oder es zu bemerken schien, wie die Fluth ihre

Wangen benetzte. Und hinter ihr alle die anderen Pilger und Pilgerinnen; auch sie, je näher sie der casa santa kamen, mit um so häufigeren und wüthenderen Schlägen die Brust zerarbeitend, so daß ein dumpfes Hallen mit den scharfen Tönen des Gesanges sich vermischte. Die Erregtheit dieser verzückten Schar war eine so echte, daß sie eine gleichsam magische Ansteckung auf uns zu äußern begann. Wenn wir den Eindruck hatten, daß diese Leute sich am liebsten das Herz aus der Brust gerissen und es dem heiligen Bilde, dem sie knieend entgegenwallten, zum Opfer dargebracht haben würden, so fühlten wir das eigene Herz in der Brust zittern bei diesem Anblick, bei diesen Gesängen. In dieses Gefühl der Erschütterung mischte sich theilweise eine hohe Freude, dies Schauspiel so mächtig lodernder Leidenschaft, einer in unserer Zeit nicht mehr für möglich gehaltenen Begeisterung, die an die Jahrhunderte der Kreuzfahrer erinnerte, erleben zu dürfen, theilweise aber auch tiefes Erbarmen mit dem armen Volke, das hier sein Innerstes aufwühlte, während die Geistlichen und Kirchendiener, die an den Stufen der casa santa standen, mit gleichgültigen Mienen auf die Knieenden hinabsahen und Einer von ihnen auf meine Frage,

woher dies Pilgervolk komme, in fast verächtlichem Tone antwortete: »Sono Abruzzesi! Stupides Volk. Im September kommen ihrer immer noch viel mehr, Processionen von tausend Köpfen. Das ist noch gar nichts.« Brahms fand lange keine Worte, so groß war seine ebenfalls aus Bewunderung und Mitleid gemischte Erregung, und noch Tage lang nachher kamen wir in unsern Gesprächen auf diesen einzigartigen Eindruck zurück, wobei dann Brahms nicht verfehlte, eine oft von ihm aufgestellte These: daß die Macht der römischen Kirche von unsern Politikern sehr unterschätzt werde, neuerdings ins rechte Licht zu setzen. Es gab überhaupt in Italien mancherlei Anlässe, bei denen sich in Brahms sein protestantisches Freidenkerbewußtsein regte, doch möchte ich hervorheben, daß er andrerseits aufs Sorglichste bedacht war, religiöse Gefühle zu schonen. Wenn er z. B. in Italien einen Dom betrat, in dem sich Beter befanden, die nach dem Eintretenden sich umsahen, so verfehlte er niemals, seine Finger scheinbar ins Weihwasserbecken zu tauchen und das Zeichen des Kreuzes leicht anzudeuten, damit die Gläubigen nicht durch die Erscheinung eines um ihre religiösen Gebräuche sich nicht kümmernden Ketzers skandalisirt würden;

so groß war die Herzenshöflichkeit dieses von oberflächlichen Beurtheilern oft für rauh, hart und unverbindlich gehaltenen Mannes.

Von Ancona ging's durch den umbrischen Apennin ins Römische hinein. Auf der Eisenbahnfahrt, die das herrliche Thal des Clitumnus durchschneidet, bedauerte Brahms nur immer, daß wir so unaufhaltsam an interessanten alten Städten wie Fabriano, Gubbio, Trevi, dem »Algier Italiens«, vorübergerissen wurden. »Das sollte man eigentlich Alles zu Fuß durchwandern!« meinte er mit Recht. Einiges genossen wir doch als Spaziergänger, so das köstliche Spoleto mit seiner wunderbaren Brücke und dem Monte Luco, wo einst Carmelitermönche ihre Eremitenwohnungen hatten, die jetzt zu kleinen Villen umgewandelt sind; dann Terni mit dem majestätischen Wasserfalle des Velino. Auch in Rom wurde viel zu Fuß gegangen; ich erinnere mich namentlich einer höchst anstrengenden Vormittagstour durch die lange Via Appia, auf der es mir um meinen Begleiter Angst wurde, da er, seiner Lieblingsgewohnheit gemäß, auch diesmal den Hut meist in der Hand trug und nun unter der heiß herabbrennenden Sonne und bei der Anstrengung des Marsches auf der staubigen Gräber-

straße sein Kopf immer dunkler und dunkler zu glühen begann. In einer verfallenen Herberge fanden wir zum Glück etwas weißen Landwein, der die gesunkenen Lebensgeister wieder erfrischte.

Auf einem andern Ausfluge, nach Tivoli und der Villa Hadriana, war es für Brahms eine rechte Genugthuung, persönlich Zeuge zu sein, welchen Ansehens der deutsche Gelehrte Mommsen sich selbst beim gewöhnlichen römischen Volke erfreut. Dieser berühmte Forscher mußte mit uns bei der kleinen Eisenbahnstation der Hadriana auf den durch den Olivenhain von Tivoli herunter kommenden Bahnzug warten. Ein Verkäufer von Münzen und Marmorbruchstücken, der den Gelehrten von Person nicht kannte, legte vor ihm seine Waare aus. Mommsen kaufte nichts, gab jedoch unaufgefordert Auskunft über das Alter und den Werth einzelner Münzen. Der junge Händler benützte die gute Gelegenheit, den Fremden, der hier so genau Bescheid zu wissen schien, auch über andere Dinge, z. B. über die muthmaßliche Lage gewisser untergegangner Städte auszufragen und ließ, indem ihm vielleicht nach und nach die Ahnung kam, mit wem er es zu thun habe, hierbei die Bemerkung einfließen, in Rom weile gegenwärtig ein deutscher

Gelehrter, »l'illustrissimo Mommsen«, der alle diese Dinge aufs Beste kenne. »Son' io,« sagte Mommsen, einfach und ruhig lächelnd. Da war nun bei dem Händler und in dem kleinen Kreise von Zuhörern, der sich um die beiden gebildet hatte, die Ehrfurcht dieser schlichten Leute eine unbegrenzte. Flüsternd wiederholten sie einander: »Das ist der große Mommsen, der deutsche Gelehrte!« Schier wehmüthig äußerte Brahms mir gegenüber: »Wo würde in Deutschland auf einer kleinen Bahnstation ein solcher Auftritt möglich sein? Wo würden akademisch nicht gebildete Kreise von der Gegenwart des großen Forschers auch nur die geringste Notiz nehmen?« Dabei freute es ihn aber innig, daß es in Italien geschah, und daß er selbst es mit ansehen durfte.

Treue — das wissen alle seine Freunde — war bei Brahms einer der hervorstechendsten Charakterzüge. In treuer Erinnerung an den ihm bei Lebzeiten befreundeten Maler Anselm Feuerbach wurde daher die unfern der Fontana Trevi gelegene alte deutsche Künstlerkneipe »Genio« besucht, die jetzt freilich nur noch ein sehr bescheidenes Caffeelokal ist, und ebenso galt ein Ausflug nach Nettuno und Porto d'Anzio der Erinnerung an Feuerbach,

der an jenem Strand Studien zu seinem Medea-Bilde gemacht hatte. Hier fand auch die bei Brahms sehr stark entwickelte Liebe zu frischen, natürlich sich gebenden Kindern Gelegenheit, sich fröhlich zu bethätigen, indem wir uns am Meere sehr bald von einem Häufchen reizender kleiner Buben umringt sahen, die mit jubelndem Verständniß auf die Späße eingingen, die sich der »Signore Prussiano« mit ihnen gestattete. Nicht nur Proben ihrer Schwimmkunst mit dem üblichen Tauchen nach Geldstücken, sondern auch Proben ihrer Schulbildung gaben sie zum besten, und Einer von ihnen, der, als Brahms ihm Bleistift und Papier gereicht hatte, nicht ohne eine gewisse schalkhafte Beziehung auf das Aeußere des lustigen Fremden die Worte »grasso, grigio« niedergeschrieben hatte, darunter seinen Namen Felippo Treglia[,] folgte schließlich Brahms wie ein treues Hündlein und konnte sich kaum von ihm trennen; selbst als der Zug sich schon in Bewegung setzte, sah er uns noch mit seinen großen dunkeln Augen nach und winkte Abschiedsgrüße.

Da Brahms jenen Sommer 1888 in Thun zuzubringen vorhatte, begleitete er mich auch auf

der Heimfahrt, die über Turin nach Mailand und zurück durch den Gotthardt ging.

Mehr nur auf Oberitalien beschränkte sich unsere zweite, im Frühling 1890 unternommene Reise, auf der ich Brahms bis Riva am Gardasee entgegenreiste. Es war ein kühler Apriltag, und Brahms that sich nicht wenig zu gut auf seinen schlauen Einfall, zur nächtlichen, bitterkalten Fahrt über den Berg von Mori nach Riva drei Hosen übereinander angezogen zu haben. Solche kleine praktische Einfälle konnten ihn oft für einen ganzen Tag vergnügt stimmen. Uebrigens darf man sich überhaupt nicht vorstellen, Brahms sei auf Reisen unselbständig oder unpraktisch gewesen. Nur Eines fiel ihm schwer: sich in einer Stadt, auch wenn er sie sehr oft besucht hatte, einigermaßen zu orientiren. Dagegen besaß er ein großes Geschick in der Benützung des Kursbuches, im Ueberblick über die geeignetsten Züge mit allen ihren Verbindungen. Ebenso durchschaute er gewöhnlich sehr rasch jede Situation, in die sich der Reisende bei der Ankunft auf Bahnhöfen oder in Hôtels versetzt sieht und faßte sofort mit Geistesgegenwart und aller Bestimmtheit seine Entschlüsse. Ich mußte ihn auch oft bewundern, wie richtig er die Mitreisenden beurtheilte,

und mir überhaupt gestehen, daß sein Verhalten auf Reisen ein neuer Beleg dafür sei, wie künstlerische Genialität keineswegs nothwendiger Weise den Blick für die gewöhnlichen Dinge des Lebens abstumpfe oder trübe.

Auf dieser Reise war es, daß wir die Gemäldegalerie von Parma besuchten und Brahms jenes ihn so sehr entzückende Bild von Parmeggianino sah, ebenso die Intarsien in Bergamo. Auch das etwas abseits von den großen Eisenbahnlinien gelegene Cremona wurde eine Hauptstation unserer diesmaligen Fahrt. Für diese Stadt der ehemals berühmten Geigenmacher zeigte Brahms besonderes Interesse. Wir stiegen in einem ganz kleinen Wirthshause Pavone (»Zum Pfauen«) ab und machten bald die Entdeckung, daß der junge Wirth auch zugleich Parruchiere, d. h. Barbier und wirklich, wie sein berühmter College von Sevilla, ein Factotum sei, da er auch trefflich Violine spielte, im Stadtorchester mitgeigte und Privatlectionen im Geigenspiel gab. Es war Charfreitag, und er übte noch spät seine Partie für die morgige Ostermesse im Dom. Als Brahms diesen Dom am gleichen Abend, da wir bei schönem Vollmondschein ausgingen und in einer engen Straße schlendernd um

eine Ecke bogen, unvermuthet zu Gesicht bekam, war er von dem herrlichen Anblick der in fabelhaft romantischen Umrissen vortretenden Marmorfaçade ganz überwältigt. Es ist auch eines der originellsten Bauwerke Italiens, schon 1107 begonnen, im Cinquo Cento vollendet, eine wildbewegte Symphonie der Steine, ein in gewaltigen, kühnen Formen ausgeführtes Werk leidenschaftlicher Architektur. Zu diesem Eindruck trägt der von Säulen gestützte Vorbau wesentlich bei mit seinem weißmarmornen Balkon; reiche Skulptur belebt die ganze Façade, und dicht neben dem Dom erhebt sich der riesenhafte, düstere Torrazzo, der höchste Thurm Italiens. Brahms konnte sich gar nicht ersättigen an diesem Anblick, und noch in derselben Nacht kehrten wir hierher zurück, sahen das geisterhafte Mondlicht über die Marmorflächen und Bildnisse des Wunderwerkes gleiten, den Torrazzo gespensterhaft seinen massigen Leib himmelan drängen, unter den Bogenhallen die nächtlichen Schatten mit silberhellen, scharf abgegrenzten Halbkreisflächen wechseln und die Statuen sich beleben in einer Art traumhaften Besinnens auf uralte Zeiten. Gern erinnerte sich Brahms vor all dieser Herrlichkeit, daß Claudio Monteverde, nach dem noch heute eine Straße Cre=

mona's heißt, der spätere Kapellmeister der Markus-kirche von Venedig und »der Vater der Oper«, aus Cremona stammte. Und als er folgenden Tages in einer anderen Kirche, dem schönen ernsten, gothischen Bau San Agostino, die Statue eines heiligen Joachim entdeckte, sagte er scherzend und in herzlichstem Gedenken seines ältesten Freundes: »Das gehört sich, daß Joachim in der alten Geigen-stadt seine Ehrensäule hat.« Die Frühmesse hörten wir in einer wohl dreiviertel Stunden vor der Stadt draußen gelegenen alten Kirche San Sigis-mondo, in welcher einst Bianca Visconti sich dem gewaltigen Sforza vermählte; um zehn Uhr wohnten wir der großen musikalischen Messe im Dom bei, wo der Erzbischof das Hochamt celebrirte, und unser Wirth mitgeigte. Die Messe war die Composition eines in Cremona lebenden Musikers Andreotti, eines Männchens von so kleiner Gestalt, daß er kaum auf einen gewöhnlichen Tisch hinaufreichte. Brahms fand seine Melodien unter solchen Umständen er-staunlich frohmüthig. Besonderen Spaß machte es ihm, daß nach einem Tenorsolo, das ein beliebter Opernsänger vortrug, die Zuhörer in ihrer Be-wunderung den Ort ganz vergaßen, wo sie sich be-

fanden, und in ein mehr als halblaut gestöhntes »Bravo!« ausbrachen.

Dieselbe Reise führte uns auch nach Brescia, weiter nach Vicenza, Padua und zuletzt nach Verona zurück, von wo Brahms allein nach Wien zurückkehrte. Die kleinen Ziele, die wir uns gesteckt hatten, bewirkten, daß wir auf dieser Fahrt mehr als auf der früheren zu behaglichem Schlendern und ruhigem Genießen gelangten, was besonders auf Brahms einen sehr günstigen Einfluß hatte. Sonst überaus zurückhaltend über sein eigenes Schaffen, sprach er auf dieser Reise öfter von seinen Werken. Die Zigeunerlieder erschienen gerade damals, und ausführlich erörterte der Meister mir gegenüber die Frage, welche Gedichte zur Composition sich eigneten und welche nicht, wobei es nicht ohne Seitenhiebe auf Musiker abging, die sich nach seinem Beispiel Goethe'sche und Schiller'sche Texte ausgesucht hatten, aber nicht die rechten, und daher auch nichts Ordentliches mit ihnen anzufangen wußten. Sehr am Herzen schien ihm eine billige Ausgabe, eine eigentliche Volksausgabe seiner Werke zu liegen; auch machte es ihm sichtliches Vergnügen, als er in einer recht bescheiden aussehenden Mu-

sikalienhandlung in Padua seine Klaviersonaten im Schaufenster ausgestellt fand.

Die dritte Reise, welche ich mit Brahms in Italien machte und die seine letzte in dem schönen Lande seiner immer ungestillten Sehnsucht sein sollte, fand im Frühling 1893 statt. Brahms hatte dabei noch den besonderen Wunsch, der Feier seines sechzigsten Geburtstages auszuweichen. Nicht daß er gegen Zeichen von Liebe und Ehrung, die ihm erwiesen wurden, jemals gleichgültig gewesen wäre! Im Gegentheil konnte er auch auf der Höhe seines Ruhmes sich alle Zeit wahrhaft naiv über jede Huldigung freuen, die ihm unvermuthet dargebracht wurde. Aber einem eventuellen Festmahl oder feierlichen Deputationen ging er doch lieber aus dem Wege. Und da er ohnehin Sicilien gar so gern noch einmal gesehen hätte, denn er unterschrieb das Wort Goethe's an Frau von Stein: »Italien ohne Sicilien macht gar kein Bild, hier ist der Schlüssel zu Allem« —, so schien eine Reise dorthin jenem besonderen Nebenzweck am besten zu dienen.

Diesmal waren noch zwei uns beiden befreundete Musiker aus Zürich: Musikdirector Dr. Friedrich Hegar und der Pianist Robert Freund, von der Partie. In Mailand trafen wir mit Brahms

zusammen, und schon in Genua sollte die Seereise beginnen. Als aber an jenem 16. April im Hafen von Genua für Sicilien nur ein ungarisches Schiff ausfindig zu machen war, meinte Brahms, mit scherzhaftem Stich auf den aus Ungarn stammenden Herrn Robert Freund, die Böhmen seien zwar, gemäß dem »Wintermärchen«, eine seefahrende Nation, die Ungarn aber nicht. Und so benützten wir bis Neapel die Eisenbahn. Damals hielt sich im nahen Sorrent Professor Dr. Eduard Hanslick mit Frau auf; ihm galt ein Ausflug dorthin. Es war ein herrlicher Frühlingstag, warm wie bei uns im Frühsommer, und wie einst um Arion's Schiff spielten die Delphine übermüthig in der Fluth des einzigartigen Golfes von Neapel. Von dem alten Freunde aufs Herzlichste begrüßt, brachte Brahms einen fröhlichen Tag in den Orangegärten des hohen Strandfelsens zu, und als er bei Tisch, wo Jemand den Vorschlag gemacht hatte, Sect zu trinken, seinen mächtigen Chiantifiasco mit den Händen umfaßte und von anderem Wein nichts hören wollte, rief uns Hanslick zu, nun habe er doch einmal über Brahms etwas wirklich ganz Neues und Unerhörtes zu telegraphiren: »Gran fiasco di Brahms.« Auch der Pianist Schulhoff, körperlich etwas leidend,

aber heiteren Gemüthes, befand sich unter den Gästen des Albergo Vittoria und nahm an der zwanglosen Unterhaltung Antheil. Und Damen mit Albums hielten an jenem Nachmittag gute Autographenernte.

Am nächsten Abend fuhren wir auf dem »Oddone«, einem hübschen Dampfer der Florio-Rubattino-Gesellschaft, nach Sicilien. Brahms, dem bei früherer Meerfahrt gemachte Erfahrungen bewiesen hatten, daß er trotz seiner Hamburger Abstammung und seinem auf dem festen Lande stets erfreulich guten Appetit nicht absolut seefest sei, konnte sich in dieser Hinsicht bald beruhigen; denn wir hatten die denkbar schönste Fahrt, auf der auch die nervöseste Dame nicht hätte seekrank werden können. Den größten Theil der Nacht über blieben wir auf Deck, und Brahms genoß zum ersten Male das eigenartig reizvolle Schauspiel des Meerleuchtens. Hinter dem Schiffe phosphorescirten die auf langer Bahn dahin fliegenden Wellen, und manchmal schien es, als ob eine blauleuchtende Scheibe, eine blitzende Kugel oder eine Krone aus dem weißen Strudel auftauche. Dann kam der Morgen, der Sonnenaufgang und zugleich die Bucht von Palermo mit

dem Monte Pellegrino und den malerischen Klippeninseln vom Cap Zaffarana.

Ich genoß Sicilien als Neuling; aber auch Brahms wurde von Allem, was sich uns in Palermo und später zeigte, so erfaßt, als ob er es zum ersten Male sähe. So war ihm z. B. das Beschauen der mit allerlei romantischen Scenen grell bemalten zweirädrigen Karren eine wahre Lust, und besonders freute er sich, wenn uns unter diesen Bildern Erinnerungen an die Dichtungen Ariost's und Tasso's begegneten. Immer wieder pries er den Schönheitsdurst eines Volkes, das die Lastfuhrwerke der Bauern bemale, sogar bis unter die Speichen, und auf jedem Querholz noch flatternde Engelsköpfchen, Blumen oder wenigstens Goldschaumpunkte anbringe, auf den Hauptflächen des Wagens aber ganze, große, dramatisch bewegte, wenn auch in groben Figuren ausgeführte Darstellungen aus Bibel, Legende, alten Volkssagen, classischen Nationalgedichten und der Weltgeschichte. Ebenso freuten ihn die prächtigen Pferdeharnische, in denen die Zugthiere gehen, diese überm Kummet aufgebauten Thürme von Messing mit Halbmond, Stern und dem sich drehenden Glockenspiel.

Dann mußte man Brahms auch an den Hohen-

staufensärgen im Dom von Palermo sehen; ihn, dessen Liebe zum deutschen, mächtigen Vaterlande eine so unbegrenzte war, und der sich an solcher Stelle alles Dessen erinnerte, was die Kaiser jenes Hauses, die vor mehr als sechs Jahrhunderten den Traum des starken deutschen Reiches geträumt, zu dessen Erfüllung aufgewendet hatten. Für Brahms war das nicht bloß Sache des historischen Erwägens; den Tod des jungen Conradin fühlte er wie eine noch immer ungesühnte Frevelthat, und wenn er zuweilen sich in heftigen Ausdrücken über das »Pfaffenthum« erging, so waren das Aeußerungen ernsten Manneszornes, der in seinem deutschen Vaterlandsgefühl wurzelte. Wir kennen Alle sein »Triumphlied«, das mit unvergleichlich gewaltigen Klängen selbst denjenigen Hörern, die vielleicht nicht überall dem Hochfluge des Meisters zu folgen vermögen, doch eine Ahnung gibt, wie leidenschaftlich es in der Brust dieses deutschesten Tondichters stürmte, wenn er an die schweren, Jahrhunderte langen Kämpfe dachte, die so oft das deutsche Vaterland bis dicht an den Rand des Verderbens geführt hatten.

Von Palermo ging's nach Girgenti, wo wir im Albergo Belvedere wohnten, dessen Thürfenster

und Balkone den steilen Abfall zur Ebene und die am Meere gelegenen wunderbaren antiken Tempel beherrschen. Zwei Vormittage brachten wir in den Ehrfurcht erweckenden, großartigen Ruinen zu, und wenn ich Brahms dort auf den untersten Stufen des Heratempels sitzen sah, sein unbedecktes Haupt und den Silberbart von der Morgensonne beschienen, kam mir unwillkürlich die Erinnerung an jenen tragischen Dichter Griechenlands, der als Freund Theron's des edeln Beherrschers von Akragas, einst hier weilte, und von dem die Sage meldet, er habe, ebenso am Meere sitzend, als fast Siebzigjähriger durch ein wundersames Ereigniß, das Herunterstürzen einer Schildkröte, die ein Adler aus der Luft auf den Schädel des Dichters fallen ließ, den Tod gefunden.

Es folgten Catania, Syrakus mit seinen Latomien, mit der Arethusaquelle, dem von Papyrus umrauschten Anapos und dem Grabe Platen's, das Brahms, der manche Gedichte Platen's componirt hat (z. B. »Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht!«) nicht unbesucht lassen wollte; dann das ihm besonders liebe Taormina, wo er einst mit seinem Freunde Billroth herrliche Apriltage zugebracht hatte. Ein Brief Billroth's an Hanslick,

den Letzterer mir freundlicher Weise zur Verfügung gestellt hat, berichtet davon in lauter Ausrufen des Entzückens: »500 Fuß überm rauschenden Meer! Vollmond! Berauschender Duft von Orangeblüthen, rothblühender Cactus an pittoresken, colossalen Felsen in solchen Massen, wie bei uns das Moos! Palmen-, Citronenwälder, maurische Burgen, das schön erhaltene griechische Theater! Die breite, lange, schneebedeckte Fläche des Aetna, Feuersäule! Dazu ein Wein, genannt Monte Venere! Zu alledem Johannes in Schwärmerei. Ich in trunkner Frechheit, ihm aus seinen Quartetten vorphantasirend! Wärst Du doch bei uns, Du lieber Hans!«

Auch diesmal genoß Brahms die fast märchenhaften Reize Taorminas mit tiefem Behagen; namentlich brachten wir viele Stunden im antiken Theater zu. Ein andermal erstiegen wir das ehemalige Saracenenstädtchen Mola, das auf steiler Felsenzacke sich in den Himmel hinein zu bohren scheint. Bergan zu gehen, war zwar für Brahms etwas beschwerlich; um so rascher bewerkstelligte er den Abstieg, beinahe einer zu Thal rollenden Kugel vergleichbar, so daß es uns Anderen manchmal schwer wurde, zu folgen; so auch an dem Nachmittag, da wir von Mola zurückkehrten. Brahms war weit

voraus, verfehlte den Weg und gerieth, ohne daß wir wußten, wo er hingekommen war, an den oberen Rand eines Steinbruches, an dem er mit Lebensgefahr hinabkletterte, und wohl nicht glücklich unten angekommen wäre, wenn nicht ein in der Nähe arbeitender Mann ihn bemerkt und ihm herunter geholfen hätte. Als er, erst unten in Taormina, mit uns zusammentraf, ging er mit sich selbst nicht sonderlich artig um, sondern wetterte auf seine Unvorsichtigkeit, auf seine Ungeschicklichkeit, was ich nur erwähne, um zu zeigen, daß Brahms, der manchmal im Verkehr mit seinen Bekannten streng und hart sein konnte, sich selbst in allererster Linie nicht schonte.

Nicht ihm jedoch, sondern mir war es beschieden, diese Reise mit einem Unfall ernsterer Art zu beschließen. Im Hafen von Messina, an Bord des schönen Dampfers »Asia«, der uns nach Neapel bringen sollte, traf mich ein schweres Gepäckstück, das der Krahnen soeben in den Bauch des Schiffes versenken sollte, an die Schulter, und würde mich in die Tiefe des Schiffsraumes gestürzt haben, wenn der linke Fuß nicht in einem eisernen Ring hängen geblieben wäre, was mich zwar vor dem jedenfalls tödtlichen Falle bewahrte, aber bewirkte, daß der
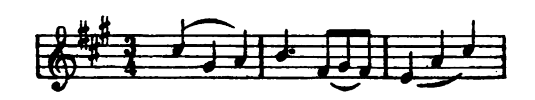
Fuß durch den plötzlichen Ruck und die Last des Körpers geknickt wurde. Ich setzte die Reise gleichwohl fort; nur in Neapel unterbrach ich sie auf zwei Tage, um mir einen ersten Gipsverband anlegen zu lassen. Und so kam es, daß Brahms den 7. Mai, seinen sechzigsten Geburtstag, allerdings in stillster Verborgenheit zubrachte, nämlich an meinem Bette sitzend als treuer Hüter und Pfleger, nachdem wir die beiden anderen Freunde überredet hatten, an diesem Tage einen Ausflug nach Pompeji zu unternehmen, das sie beide noch nicht kannten. Ich kann nicht beschreiben, wie umsichtig, aufopfernd und herzlich Brahms an meinem Lager sich benahm. Die Function des Arztes, so wenig schmerzhaft sie für mich war, regte ihn aufs Furchtbarste auf, was er jedoch durch scherzhafte Reden zu verbergen suchte, indem er zwischen grimmig auf einander gebissenen Zähnen hervorstieß: »Wenn's ans Schneiden geht, dann bin ich der richtige Mann; ich war bei solchen Sachen immer Billroth's Assistent.« Als wir uns allein befanden, sorgte er wie eine Diaconissin für alle meine Bequemlichkeiten und war bemüht, durch heiteres Plaudern keine tiefere Verstimmung bei mir aufkommen zu lassen. »Denken Sie nur einmal darüber nach,« sagte er z. B., »wie

viel Sie schon in Ihrem Leben mit Ihren Wanderbeinen in den Schweizer Alpen und in Italien herum gestiefelt sind, so daß Sie, wenn Ihnen schlimmsten Falles dies künftig nicht mehr möglich sein sollte, immer noch vor hunderttausend Mitmenschen, denen es nicht so gut wurde, unendlich viel voraus haben.« Er rieth mir auch, meine Frau durch keine Depesche unnütz zu beunruhigen, nachdem es einmal feststand, daß ich andern Tages nach Hause fahren würde. Ab und zu, während er so bei mir saß, langten doch einige Glückwunsch-Telegramme zu seinem Geburtstage an, so vom Herzog von Meiningen und von anderen ihm nahe stehenden Freunden, die zu diesem Zwecke Erkundigungen über unsere muthmaßlichen Reisestationen bei dem Einen oder Anderen von uns eingezogen hatten. Brahms freute sich ihrer, und ich sah, wie nun der Wunsch, bald in Wien und im Kreise aller seiner dortigen Freunde zu sein, in ihm lebhaft erwachte. Aber erst, als er mich in Begleitung von Dr. Hegar wohlbehalten im Bahnzug sah, der mich in sechsunddreißig Stunden ununterbrochener Fahrt nach Bern bringen sollte, bestieg auch er, von Herrn Robert Freund begleitet, einen anderen Zug, der ihn über Ancona seinem Ziele zuführte. Seine

letzten Worte an mich enthielten die Mahnung, wenn Alles gut gehe, mir durch diesen Unfall doch ja nicht die Lust zu künftigen Reisen mit ihm in Italien verleiden zu lassen. Auch fand ich bei meiner Heimkehr bereits eine fröhliche Postkarte vor, die er mir von Venedig aus geschrieben hatte; sie wiederholte, wie so mancher folgende Brief, jenen Wunsch. Ich war bald wieder hergestellt ohne jede schlimme Folge, und gewiß war es nicht die Erinnerung an diese leicht überstandene Widerwärtigkeit, welche mich verhinderte, noch einmal mit Brahms in Italien zu reisen. Zufälligkeiten andrer Art kamen dazwischen, und so blieb die sicilianische Reise leider die letzte, die ich mit Brahms in Italien ausführte, und für Brahms überhaupt seine letzte Reise in dem ihm so lieben Wunderlande der Schönheit.

Thunersonate von Johannes Brahms.

(Zweite Sonate [A-dur] für Pianoforte und Violine,
op. 100.)



Dort, wo die Aare sanft dem See entgleitet
Zur kleinen Stadt hinab, die sie bespült,
Und Schatten mancher gute Baum verbreitet,
Hatt' ich mich tief ins hohe Gras gewühlt
Und schlief und träumt' am hellen Sommertag
So köstlich, wie ich kaum es künden mag.

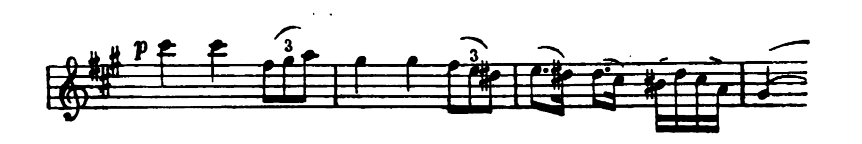
Drei Ritter sprengten an, klein wie nur Elfen,
Auf feinen Zeltern, aber Kön'gen gleich.
Dreistimmig sprachen sie: »Willst du uns helfen
Ein Kleinod suchen, Mann, in diesem Reich?
Auch wir, gleich jenen einst auf Bethlems Flur,
Gehn hier auf eines Himmelskindes Spur.«

»Wer seid ihr selbst?« fragt' ich im Traum dagegen.
Sie sprachen: »Ritter aus der goldnen Au,
Die dort am Fuß des Riesen ist gelegen.
Auf unsern Burgen klang manch holder Frau
Einst zarter Gruß von unserm Saitenspiel,
Das ungern starb, als Burg um Burg verfiel.

»Nun aber hat sich hier am See erschwungen
Ein Saitenton, wie wir ihn nie gehört.
So hat vielleicht einst Davids Spiel geklungen,
Erquickend Saul, als ihm sein Sinn verstört.
Er zog zu uns, wehmüthig, süß und stark
Und traf mit Sehnsucht uns ins tiefste Mark.

»Hilf uns denn suchen, da von diesen Auen,
Von diesem grünen Ufer kam der Klang;
Das neugeborne Wunder laß uns schauen,
Ihm huld'gen nach des Herzens frommem Drang.
Wo birgt sich das melod'sche Himmelskind?
Schläft's unter Blumen? schwebt's im Abendwind?«

Da, als sie fragten noch, drang von den Wellen
Des Flusses her ein Spielen wundersam.
Und sieh! — Ein Feennachen, von Libellen
Gezogen, dort stromauf geschwommen kam.
Feingliedrig saß ein blondes Mägdlein drin
Und sang gar wonniglich so für sich hin:



»Hold ist's, auf klarer kühler Flut zu fahren,
Da klar auch meines Lebens tiefer Quell,
Hold ist's, so Leid als Lust zu offenbaren,
Denn beide strömen voll und stark und hell.
Fahr zu, mein Schiff, stroman mit gutem Muth
Auf sanfter Fluth, in der der Himmel ruht.«

So sang das Feenkind und mächtig schwollen
Die Herzen aller, die den Sang erlauscht.
Die Ritter blickten stumm und Thränen quollen
Von einem Weh, das wonnig doch berauscht.
Dann, als das Schifflein ihrem Blick entschwand,
Sprach so der Aeltste, winkend mit der Hand:

»Leb wohl, du schönes Wunder dort im Nachen,
Du wonnesame, süße Melodei!
Wir, die den Hort des Minnesangs bewachen,
Wir grüßen dich, du edle fremde Fei!
Du hast dies Land, sangfroh in alter Zeit,
Mit deinem Lied zu neuem Ruhm geweiht.

»Nun mögen wir uns wieder schlafen legen,
Der Harfe heil'ge Seele schlummert nicht.
Und wie der Sonnenstrahlen Abendsegen
Dort auf den Bergen glüht mit Purpurlicht,
Doch auch die weiten Lande rings erhellt,
So schwingt dies Lied sich um die ganze Welt.

»Doch, mag es klingen auch vor tausend Ohren,
Im Fürstensaal, in stolzen Städten viel, —
Es bleibt doch unsres Landes, hier geboren
An dieses klaren Flusses Wellenspiel.«
So rief der Minnesänger, gluthentfacht.
Mein Herz sprach: Ja! — Da war ich aufgewacht.

Die Mehlspeis'.

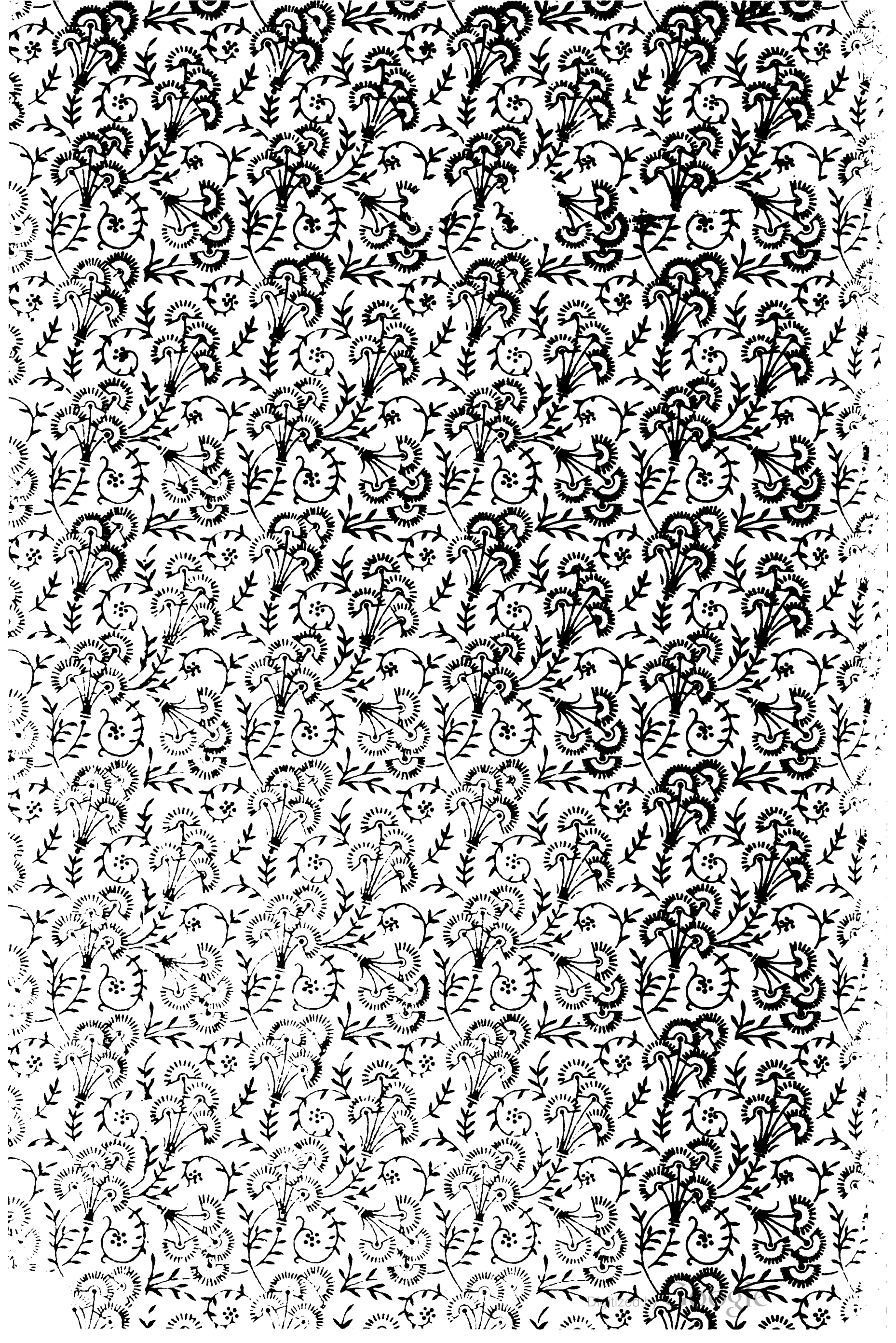
»Was schaffen S' für e Mehlspeis', Herr von Brahms?«
Die frische Bauerndirne fragt's den Meister,
Der hinterm Wirthshaus auf der Apfelwiese
Am Tische sitzt bei seiner Partitur;
(Derselben Partitur, in die das Mädchen,
— Wie erst viel später er in Wien entdeckte —
Den eignen Namen kritzlich eingeschmuggelt
In eine Zweiunddreißigstelfigur).
»Was schaffen S' für e Mehlspeis', Herr von Brahms?«
Der Tongewalt'ge hebt die klaren Augen.
Und wie das fesche Kind so vor ihm steht
Mit dem »Gesundheitsblick« der hellen Guckerln,
Den Grübchen in den Wangen und im Kinn, —
»Na, ja Marie!« so sagt er, »wenn's was Süßes
Schon sein soll, warum wär's nicht mal ein Kuß?«
Sie lacht: »E Bußerl? Ja, das freili wär'
E süße Speis' und eine, die schon g'schmalzen
Auch ohne Butter, und die immer fertig,
Man braucht's nit z' kochen erst, die kocht oft über
Von selber, weil's halt auch am Feuer steht.«
»Na, also!« hilft der Meister nach und reckt sich
Schon nach der süßen Speis'. — Da geht das Pförtchen,

Zwei Freunde nahn, die heute mit ihm speisen.
Marie entweicht. Doch deckt sie dann den Tisch
Und mit besonderm Lächeln setzt sie später
Die Mehlspeis' vor die drei. — Am Nachmittag
Sitzt Brahms, — die Freunde haben ihn verlassen —
Allein im kühlen Stübchen über Büchern.
Da kommt die Dirn' herein, streicht an den Schränken
Und Truhen hin und her, macht was zu schaffen
Sich an der Kuckucksuhr und plötzlich faßt sie
Ein Herz sich, wischt das Mäulchen mit der Schürze
Und sagt mit allerliebst verschämtem Lächeln:
»Wie wär's jetzt mit der Mehlspeis', Herr von Brahms?«
Der hebt vom Sessel sich, so roth wie sie
Vor Freud' und vor Verlegenheit und sieht
Der Mädchenlippen nahe Purpurknospe —
»Und selten ward ein Kuß so rein und schön
Und zart gegeben und so süß gekostet
Wie dieser!« So erzählte später Brahms,
Und setzte wohl, halb seufzend, noch hinzu:
»Ja! solche Bauernmädel gibt's — in Oestreich!«

11. Januar 1898. **J. V. Widmann.**



Druck von Martin Oldenbourg, Berlin C., Adlerstr. 5.






Digitized by Google